

Die Gartenlaube



Aufn. E. Meerkämper. Davos

Ausgabe B mit Versich. 45 Pf.
einschließl. 5 Pf. Zustellgebühr

NUMMER 5 BERLIN, 2. FEBRUAR 1933

30 Pfg. 10 Cents USA.
60 Gr. Oestr.

Vom Ohr zum Herzen

E. B. Ihrem Wunsch entsprechend, will ich auf die Einzelheiten Ihres Briefes nicht näher eingehen.

Ich bin der Meinung, daß Ihr Mann es doch einmal versuchen sollte, mit seiner Mutter zu sprechen. Das Entscheidende ist bei solcher Aussprache die Art und Weise, in der sie geführt wird. So braucht nichts Verlegendes oder Unehrenerbietiges darin zu liegen, wenn Ihr Mann dafür eintritt, daß die Frau und Mutter seines Kindes selbst das Wirtschaftsgeld bekommt und den Haushalt selbständig führt. Wenn Ihre Schwiegermutter auch schon alt ist, so wird sie doch schon aus Liebe zu dem Sohn versuchen zu verstehen, um so mehr, als hier wirklich keine unberechtigte, sondern eine natürliche Forderung vorliegt. Eine junge Frau, die als Mutter und Hausfrau immer mehr in ihre Aufgaben hineinwachsen soll, muß dazu auch eine gewisse Selbständigkeit und eigene Verantwortung haben. Ihr Mann darf seiner Mutter ruhig sagen, daß die Mißachtung dieser Voraussetzungen eine Gefährdung der Ehe bedeutet, zu der sie als Mutter doch bewußt keinen Anlaß geben würde. Und nun zu Ihrer letzten Frage: Ich halte die Furcht Ihres Mannes für übertrieben, würde Ihnen aber raten, um des Friedens willen soweit wie möglich seiner Ansicht Rechnung zu tragen. Er seinerseits müßte aber auch einsehen, daß man mindestens bei der Arbeit im heißen Sommer leichte und kurzärmelige Kleider braucht.

L. K. R. Sie sind Kaufmann und seit vielen Jahren mit einem Mädchen befreundet, das Sie heiraten möchten. Ihre Eltern widersetzen sich einer Ehe mit der vermögenslosen Braut.

Ihr ganzer Brief spricht von einer so ehrlichen, treuen Liebe, die nun schon jahrelang die harte Probe des Wartens überdauert hat, daß man Ihnen wirklich von Herzen die Erfüllung Ihrer Wünsche gönnt. Das Verhalten Ihrer Eltern ist mir in einem Punkt völlig unverständlich, und zwar in der Tatsache, daß sie die Braut ablehnen, ohne sie überhaupt zu kennen. Hier müssen Sie wirklich den Mut aufbringen, die Eltern um eine Zusammenkunft zu bitten. Wenn ihnen das Mädchen dann gefällt, kann ich mir kaum vorstellen, daß diese als geistig gebildete, denkende Menschen die Vermögensfrage als ausschlaggebend für das Glück einer Ehe ansehen werden. Und wenn Sie beide die Absicht haben, mit der Hochzeit zu warten, bis sich Ihr Einkommen gebessert hat, so ist auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus Ihre Handlungsweise voll und ganz zu vertreten. Was nun den Glaubensunterschied anbelangt, so ist doch die Frage damit geklärt, daß Ihre Braut in die evangelische Taufe einwilligt; denn als Katholikin löst sie sich dem katholischen Kirchengesetz nach damit von ihrer Kirche los.

M. G. Nach langjähriger Ehe sind Sie vor Jahresfrist Witwe geworden. Auf den Rat von Verwandten haben Sie bei dem Tode Ihres Mannes Ihre Wohnung aufgelöst und sind zu Verwandten gezogen.

Es ist völlig verständlich, daß Sie im Alter von 39 Jahren ein Leben ohne eigene Aufgaben, ohne größere Pflichten als leer empfinden. Was Sie über bzw. gegen das Großstadtleben sagen, bestätigt mir der Eindruck, den ich nach Ihrem Brief von Ihrer Person habe. Ich halte es deshalb für zunächst das wichtigste, daß Sie mit allen Kräften versuchen, in jene Stadt zu kommen, an der Ihr ganzes Herz hängt. Wäre es nicht möglich, daß Sie, vielleicht mit einer einmaligen Hilfe

von Verwandten, mit Ihren Möbeln nach dort übersiedeln und dann Ihren ursprünglichen Plan doch noch verwirklichen? In einer kleineren Stadt wird es Ihnen auch besser möglich sein, an Menschen und Kreise heranzukommen, deren Interessen mit Ihrer Lebenseinstellung harmonisieren. In Ihnen sind jetzt gleichzeitig zwei Wünsche: Sie möchten

Ihrem Leben einen sinngemäßen Arbeitsinhalt geben, und Sie sehnen sich nach dem Menschen, der Sie aus innerer Einsamkeit erlöst. Sehen Sie, wenn man vor einem solchen neuen Ausbruch im Leben steht, begeht man fast immer den Fehler, daß man von vornherein, programmäßig, alle Fragen lösen will, während in Wirklichkeit eine schicksalsmäßige Entwicklung von tiefer Bedeutung, oft nur schrittweise, aber sinnvoller oft auch, als der Betroffene selbst ahnt, den neuen Weg schafft. Mit anderen Worten: Es ist für Sie richtiger, zunächst einen Punkt fest ins Auge zu fassen und mit allen Kräften nach seiner Lösung zu streben.

Dieser zunächst wichtige Punkt dürfte die Übersiedlung sein. Erst von dort aus, wenn Sie den Zusammenhang mit Bergen und Wald, mit jener Atmosphäre wiedergefunden haben, die Sie jetzt so schmerzlich entbehren, gehen Sie auf die Suche nach Ihrer Aufgabe. Dann können Sie auch an Ihren Wunsch denken, ein elternloses Kind anzunehmen; und wenn Sie sich deswegen an eine Fürsorgestelle wenden, gelingt es wohl auch, ein Pflegekind zu finden, dessen monatlicher Unterhaltsbeitrag Ihnen einen kleinen Zuschuß zu Ihrem eigenen Einkommen bedeutet. Oder Sie können Ihrer Sehnsucht nach Menschen dadurch gerecht werden, daß Sie sich als Mitarbeiterin einer jener Organisationen anschließen, die die heutige Not bekämpfen; eine gemeinsame Arbeit, eine gemeinsame Idee ist ein faurer und fruchtbarer Boden, aus dem sich neue Beziehungen zu Menschen entwickeln können. Was aus diesen für Sie wichtigen seelischen Werten mit der Zeit auch an realen, wirtschaftlichen Werten erwachsen kann, ist freilich nicht wie eine Rechenaufgabe vorher zu errechnen, wird aber in hohem Maße von Ihnen selbst abhängen. — Den einzelnen Menschen zu finden, ist für den einzelnen schwer; ganz anders aber sieht das Bild aus, wenn Sie in einer Gemeinschaft gleichgerichteter Menschen stehen. Solche Menschen gibt es überall; und wenn Sie aus finanziellen Gründen auch Ihren Lieblingswunsch nicht erfüllen können und in der Großstadt bleiben müssen, so brauchen Sie deshalb nicht zu verzagen; Sie müssen nur mutig und zielbewußt auf die Suche gehen nach jenem Kreis, zu dem Sie geistig und menschlich gehören.

Hans-Günther. Sie sind der älteste Sohn einer kinderreichen Familie und leben im Elternhaus, ohne nach dem Abitur eine Stellung gefunden zu haben. Obwohl die Arbeit von Vater und Geschwistern die Familie vor wirtschaftlicher Not schützt, leiden Sie schwer unter der eigenen Untätigkeit.

Ihr Brief zeigt in erschütternder Weise wie weit Mutlosigkeit und Trauer Ihren Gesamtzustand belasten; ich habe außerdem den Eindruck, daß Sie in der großen Schar Ihrer Angehörigen und vor allem in räumlicher Enge mit kleinen Geschwistern zu wenig zu sich selber kommen. Eine örtliche Veränderung, sei es auch nur vorübergehend, wäre für Ihr Befinden gewiß günstig. Haben Sie keinen Freund, mit dem Sie einmal eine längere Wanderung unternehmen könnten? Dazu gehören keine großen Geldmittel. Sie müßten heraus aus der Stadt, damit der Blick sich wieder in das Weite richten kann; suchen Sie den Wind, der über freie Felder weht, den Geruch von Erde und Wald, die große Stille schließlich und die Freude am Wandern, an der Kraft des eigenen Körpers! Dann werden Sie mit freierem Kopf zurückkommen und mit neuem Mut die Gegenwart ertragen lernen.

In der nächsten Nummer bringen wir:

Die Flucht

Novelle von Gertrud Busch

Zeichnungen von Max Kellerer

Flieger gefragt — Filmstars bevorzugt — Uniformen vernachlässigt

Eine zeitgemäße illustrierte Plauderei von Carl Bulcke

Ballade vom Gummi-Maxe

Von Gerhard Halm

Unser Karl

Ein Erinnerungsblatt von Georg Hirschfeld

Zwerge bauen Gebirge auf

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte

Von Hans Wolfgang Behm

Beide Romane in Fortsetzungen

Küche: Muzenmandeln, das rheinische Fastnachtsgebäck

Heilmittel Leber, immer genussreich

Mode: Frühjahrshüte

Bühne und Film

Die Gartenlaube



Berlin, 2. Februar

Begründet 1853

Nr. 5

ILLUSTRIERTES FAMILIENBLATT

1933



Zum 50. Todestag Richard Wagners

Das Urbild der Isolde: Mathilde Wesendonk, die große Anregerin für Wagners Kunstschaffen

Nach einem Gemälde von J. K. Dorner. Aufn. Scherl



In diesem Hause, dem „Weißen und Roten Löwen“ in Leipzig, wurde Richard Wagner geboren

Der erste Schatten

Eine Richard-Wagner-Novelle von Gustav Renker

Mit Aufnahmen unseres nach Bayreuth entsandten Sonderphotographen Dr. Weinsheimer

„Er arbeitet — wirklich, „Er arbeitet!“ Drängende Angst klang aus den Worten von Frau Minna Wagner. Sie hielt mit der einen Hand die Türklinke, mit der anderen wies sie nach rückwärts, einer Portiere zu, hinter der wildes Brausen und Donnern des Klaviers erklang.

Herr Maurice Schlesinger, der Herausgeber der „Gazette musicale“, war ebenso höflich wie geschäftstüchtig. Wenn der deutsche Komponist Richard Wagner arbeitete, dann fiel auch für ihn etwas ab. Die Musikarrangements verschiedener Opern, die Schlesinger bisher angekauft hatte, waren gefällig und formsicher gemacht, hatten Anklang gefunden. Eh bien, wenn Herr Wagner arbeitete . . .

Aber was Monsieur Schlesinger da aus dem anderen Zimmer vernahm, klang eigentlich nicht sehr nach den Melodien Donizettis, aus denen der arme Musikant für die Edition Schlesinger einen musikalischen Strauß winden sollte. Hundert Franken Vorschuß lagen schon darauf.

Frau Minna erriet des Verlegers Gedanken. „Er komponiert“, setzte sie fast entschuldigend hinzu und sah dabei zur Seite. Es klang, als ob sie sich dieses Lärchaos schäme.

„Etwa am ‚Rienzi‘?“ fragte Schlesinger verbindlich. Er wußte mit dem ganzen musikalischen Paris, daß Herr Wagner sich durch eine große Oper à la Meyer-

beer aus seinen quälenden Sorgen befreien wollte. Hatte auch schon etliches davon gehört — sehr talentvoll, sehr farbig, etwas lärmend — mais non, teutonischer Furor! Aber eine Zukunft, zweifellos eine Zukunft. Maurice Schlesinger war weitichtig genug, angesichts dieses vielversprechenden „Rienzi“ auf die Ablieferung des vorschubbelasteten Donizetti-Potpourris vorderhand zu verzichten.

„Ich komme ein andermal wieder“, sagte er taktvoll, und fast unhöflich schnell drückte Frau Minnas Hand die Klinke nieder, um die Tür zu öffnen.

Eine Weile stand sie dann noch lauschend, als höre sie den Schritten des Verlegers auf der Treppe nach. Oder als horche sie, ob nicht jemand anders emporsteige. Ein Lieferant, der sein Geld haben wollte. Alle Augenblicke kamen sie, und Frau Minna wachte am Eingang wie eine Löwin vor der Höhle ihrer Jungen.

Er durfte nicht gestört werden — war ja eigentlich auch wie ihr großer Junge, der närrische, liebe Brausekopf da drinnen. Ein weiches Lächeln hellte über ihr Antlitz. Mit gefalteten Händen stand sie und lauschte. Nein, wartete. Seit Monaten wartete sie so. Schon in der düsteren, häßlichen Wohnung in der Tonnelleriestraße, die sie nun mit dem freundlichen Logis in der Rue du Helder vertauscht hatten. Nach einem harten, grauen Winter sahen sie von ihren Fenstern aus sogar einige Äste vom Boulevard des Italiens grün werden. Und der „Rienzi“ wuchs — auch in Frau Minnas Herzen grünte es. Sie hatte einen guten Theaterinstinkt, ohne sehr musikalisch zu sein. Und sie glaubte an den „Rienzi“.

Aber was Richard jetzt spielte? Sie schüttelte den Kopf; diese Töne fügten sich ihr nicht zu dem Bilde, das sie von der werdenden Oper des Gatten hatte.

Leise schlich sie zur Tür — da riß die Musik ab.

Frau Minna trat ein. Hinter dem roten Pult hob sich rot und aufgeregt das schmale, scharfe Gesicht Wagners auf.

„Minne!“ rief er und lachte sie an. Nicht immer war gutes Wetter, wenn sie während der Arbeit in sein Zimmer trat. Jetzt lachte er — sie lief um den Flügel, kauerte sich hinter ihm auf den zweiten Klavierstuhl und guckte in die Noten.

„Dritter Akt?“ fragte sie und dachte an den „Rienzi“.

Er warf mit der Hand eine in die Stirn gefallene Haarsträhne zurück. „Ach, du! Es ist was anderes. Wie eine Sturmbö ist es über mich gekommen!“

„Das habe ich gehört“, sagte sie etwas spitz — noch klang ihr das Wühlen und Tosen des gemarterten Flügels im Ohr.

In schuldbewußter Lebhaftigkeit fuhr er auf: „Hab keine Sorge, du allerbeste Frau! Ich komponiere ihn schon fertig, den ‚Rienzi‘. Ganz bestimmt!“

„Das mußt du wirklich tun, Richard!“ sagte sie ernst. „Ich hoffe von ihm alles.“

„Was erhoffst du denn?“ fragte er scherzend.



Minna Planer, Wagners erste Frau, die er als erfolgreiche Schauspielerin heiratete und die alle Not der Wanderjahre mit ihm teilte



Ein frühes Bild Wagners aus seiner schweren Pariser Zeit
Archiv Haus Wahnfried

Bild Richard Wagners auf dem ersten Steckbrief

„Daß wir endlich wieder frei atmen können. Daß wir von hier fortkommen. Und dann —“, sie sah in eine schöne ertäumte Ferne, „— daß wir irgendwo ein Häufel haben, du einen Kapellmeisterposten, ich meinen schönen Gesellschaftskreis —“

„Minnel, hör auf!“ rief er und hielt sich die Ohren zu.

Sie mißverstand ihn. „Das sind keine Luftschlösser, Richard, das ist möglich! Es ist wunderbar, wie du im ‚Rienzi‘ den Geschmack unserer Zeit triffst. Wenn du jedes Jahr oder sagen wir alle zwei Jahre eine solche Oper schreibst — Was hast du, Richard!“

Er war aufgesprungen, daß der Klavierstuhl polternd umfiel. Mit langen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken verstrickt. Dann blieb er plötzlich vor ihr



Besondere Kennzeichen: trägt wegen Kurzsichtigkeit regelmäßig eine Brille.

Steckbrief.

Der unten etwas näher bezeichnete Königl. Kapellmeister

Richard Wagner von hier ist wegen wesentlicher Theilnahme an der in hiesiger Stadt stattgefundenen aufrührerischen Bewegung zur Untersuchung zu ziehen, zur Zeit aber nicht zu erlangen gewesen. Es werden daher alle Polizeibehörden auf denselben aufmerksam gemacht und ersucht, Wagnern im Betretungsfalle zu verhaften und davon uns schleunigst Nachricht zu erteilen.

Dresden, den 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation.
von Dypell.

Wagner ist 37—38 Jahre alt, mittlerer Statur, hat braunes Haar und trägt eine Brille.

Steckbrief.

Bei einem am 6. d. M. in Grolzsch ausgebrochenen Tumult hat sich auch Krieger Franz Louis Böser aus Grünhain

Der erste gegen Richard Wagner erlassene Steckbrief wegen Beteiligung an der Revolution 1849. Im Jahre 1853, während seines Züricher Aufenthaltes, wurde Wagner noch einmal vom Königlichen Stadtgericht zu Dresden steckbrieflich verfolgt

Links:

Der große Saal des Hauses Wahnfried. Links ein Gemälde der Frau Cosima von Lenbach, rechts der überglaste Schreibtisch des Meisters, darüber ein Bild des Philosophen Schopenhauer

Unten:

Frau Cosima Wagner in jüngeren Jahren

Aus der Richard-Wagner-Gedenkstätte zu Bayreuth



stehen. Sie sah in ernst, beinahe traurig gewordene Augen, und er hatte einen harten Mund.

„Das, was ich eben gespielt habe, Minna, war das nach deiner Meinung auch Geschmack der Zeit?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie unsicher. „Es klang etwas fremd.“

„Ja“, meinte er spöttisch, „es klang nicht nach einer Oper, die man jedes Jahr programmgemäß fabriziert, he? Es klang nicht nach einem beschaulichen Häufel, dessen Garten der ehrfame Herr Hofkapellmeister allabendlich begießt, he? Es klang nicht nach einem schönen Gesellschaftskreis für Madame, he? Es klang —“ Er trat an den Flügel. In dumpfem Sturmheulen segten seine Hände chromatische Läufe über die Tasten, ein gespenstischer Aufdrang von irgendwoher aus ziehenden Wolken, über das Donnern entseffelter Brandung.

„Weißt du, was das ist, Frau? Der ‚Fliegende Holländer‘ — nein, ich selbst bin's, ich, der ruhelos Jagende, der Suchende.“

Wir alle sind's, die aus Sturmgrauen und Wetternot nach einer hellen Insel Ausschau halten. Wir alle, die wir uns sehnen —“ Er brach ab, als hätte er zu viel von sich verraten.

Frau Minna horchte auf, sachlich interessiert. „Ah, der ‚Fliegende Holländer‘! Jetzt entsinne ich mich — du hast ja einmal ein Textbuch über diesen Stoff entworfen.“



Richard Wagner mit seinem Sohn Siegfried
Photographische Aufnahme aus dem Jahre 1880

„Ein Textbuch?“ sagte er leise und schmerzlich. „Ich habe ein Gedicht gemacht, Minna. Ein Gedicht von unserer Seefahrt, weißt du noch? Damals, als wir von Riga kamen, als uns der Sturm in die Bucht Sandwike bei Arendal trieb. Da erzählte mir der alte Maat mit dem strubbeligen Löwentopf die Sage vom schwarzen Seemann, der ruhelos und erlösungsangst die Meere durchstreift. Und da, Minna, hat es begonnen.“

„Der Plan einer neuen Oper?“

„Nein, keiner Oper. Der Blick in eine andere Welt hat sich mir aufgetan — in meine Welt. Fort von dem ganzen verlogenen Brunkfimmel und Bombast der großen Oper! Das will mein ‚Holländer‘. Einmal wird er erlöst, betritt wieder das Land. Und geht weiter, tief hinein in den Zauberwald der deutschen Sage und der deutschen Seele.“

„Aber, Richard!“ Ihre Stimme war jetzt bittend weich. „Zuerst vollendest du doch den ‚Rienzi‘? Nur, daß einmal ein Werk fertig ist. Daß wir den Frieden finden. Ich will dir's ja dann so schön machen. Wenn uns nicht die Sorgen zermürben, können wir so glücklich sein — du und ich.“

Er faßte ihren Kopf in beide Hände. „Du bist gut, Minnel! Du hast mich lieb! Glaubst du, ich weiß nicht, wie du dich forgst und härmst, wie du mir alles Schlimme fernhalten willst? Nur — vom Glück haben wir vielleicht verschiedene Ansichten. Dafür kann keiner von uns beiden. Wer weiß, ob ich so überhaupt glücklich sein kann, wie du es dir vorstellst. In mir ist jetzt ein ganz neues, fremdes Seligsein — diese ‚Holländer‘-Wirkung Ehrlich, Minnel! Hat's dir gefallen?“

Sie sah an ihm vorbei. „Ich verstehe ja so wenig davon. Es schien mir wild und unangenehm. ‚Rienzi‘ ist melodiöser.“

„Melodiöser!“ wiederholte er bitter. „Ist die deutsche Seele, darin diese Sage wurzelt, in ihrer herben Keuschheit und Tiefe etwa melodiös im Sinne des Gnadenarien-Gewinsels von Monsieur Menerbeer!“

„Mein Gott, Richard!“ antwortete sie jetzt erregt. „Du mit deinen großen Worten! Willst du die deutsche Seele komponieren?“

„Ja!“ sagte er hell.

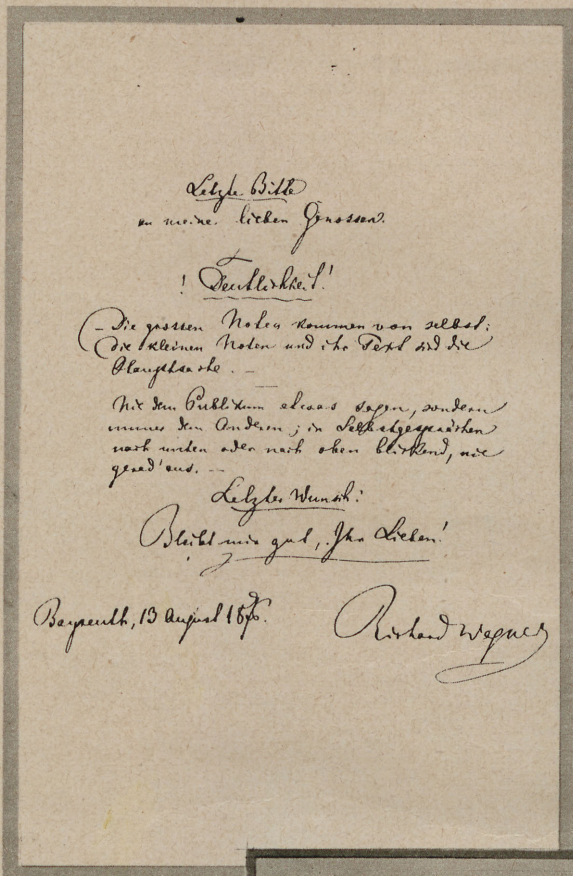
Sie lächelte mitleidig. „Guck, Richard! Wir haben uns lieb und wollen füreinander leben, ohne daß wir jeden Monat vor der Metzger- oder Bäckerrechnung zittern müssen. Komponiere diesen Wunsch, dann wird's schon recht werden!“

Er stand vor ihr, die Arme hingen schlaff an den Hüften nieder, und sein Gesicht war müde, so müde. Kein Wort sprach er.

„Eben war Herr Schlesinger da“, fuhr sie lebhafter fort. „Er wollte das bestellte Donizetti-Arrangement holen. Ich sagte ihm, daß du am ‚Rienzi‘ komponierst. Da wolle er nicht stören, sagte er. Sieh mal, solche Achtung hat man schon jetzt vor deinem wachsenden Werk!“ Erwartungsvoll sah sie ihn an. „Richard!?“

Er nickte nur. Zögernd, schwerfällig setzte er sich wieder an den Flügel.

Da ging sie hinaus, blieb vor der Tür wartend stehen. Von neuem erklang sein Spiel — ja, das war es —, sie erkannte es



Wagners „Letzte Bitte“ an die Bayreuther Künstler von 1876



Rechts:
Das Sterbesofa mit
Wagners Toten-
maske

Die Bilder dieser Seite
entstammen der
Richard-Wagner-Gedenkstätt zu Bayreuth

genau: der schmetternde, klirrende Waffentanz vor dem Volkstribun. Diese Musik war ihr zum Begriff ihres bisherigen Ehelebens und zum Fanal einer besseren Zukunft geworden. Sie nickte, freute sich.

Aber dann — wie ein Orkan fegte es heran, als stürzten Wetterwolken der Nordsee über das festlich lärmende Rom. Und da kam es wieder, das von früher, das Feindselige, Dunkle. Eine Musik, die Frau Minna weh tat, wie Peitschenhiebe auf sie niederprasselte. Sie dachte an den,



der sie spielte, an ihn, den sie liebte. Es war ihr, als höre sie seine Schritte, wie sie sich entfernten in fremde Weiten, die ihr unzugänglich waren. Zwischen ihr und ihm war etwas, das stärker war als jene Liebe, die den jungen Kapellmeister Richard Wagner und die schöne Schauspielerin Minna Planer einmal zusammengetrieben hatte.

Sie sank in einen Stuhl und weinte still in sich hinein.

Die dritte Generation: Auch Wagners Enkelinnen haben dieselbe leidenschaftliche Liebe zu Hunden wie ihr Großvater

Der Eisvogel

Von Walter von Dreesen

Wenn Markus Kindermann Schlittschuh lief, vergaß er die Welt. Er lief mit weiten, gut gezogenen Bogen über das Eis, die Dämmerung war ihm die liebste Zeit, die Kinder mußten nach Hause, und die flirtenden Mädchen und Primaner, mit bunten Schals und schräg aufgesetzten Mützen, zogen die Seitenarme des Gewässers für ihre umständlichen Liebeserklärungen vor.

Markus Kindermann sah in die schwarzen Äste hinauf, gegen den grünblauen Abendhimmel, er verschloß das Ohr gegen das Klingeln der Elektrischen, er träumte sich fort, fabelte sich auf einen ganz einsamen, von niemand besuchten Weiher, er erinnerte sich an ein Bild aus einem Geschichtenbuch seiner Jugend. Da war ein kleiner See zwischen verschneiten Hügeln, Tannen standen würdig an den Abhängen, und auf dem See lief ein Frau ganz allein Schlittschuh.

Sie war etwas übertrieben gekleidet, in ein blaues Eislaufkostüm, wie man es vielleicht vor hundert Jahren oder eben nur in Geschichtenbüchern trägt, aber sie hatte ein entzückendes Gesicht, blaß und schmal, mit großen, schwarzen Augen. Eigentlich war Markus Kindermann überrascht, daß ihm dieses Bild noch so gut in der Erinnerung geblieben war. Er hatte sonst nicht viel Zeit, über seine Vergangenheit nachzudenken, die Arbeit ließ ihm nur abends ein paar Stunden für sein Privatleben, und das war einfach genug und vor allem meist genau eingeteilt.

Nur wenn der Winter kam und der Frost einsetzte, dann nutzte Markus Kindermann die Zeit und opferte alles seiner Leidenschaft. Er lief, solange es die Witterung zuließ, mit Ausdauer Schlittschuh.

Wie er so beschwingt dahinglitt, sah er etwas durch die Luft flattern, ein wunderbar buntes Gebilde, das sich mühsam auf und ab schwang und gleich darauf in geringer Entfernung zu Boden stürzte.

Markus Kindermann eilte dahin und fand einen Vogel, der schwer atmete und den kleinen zarten Kopf ermattet sinken ließ.

Es war ein Eisvogel, wie sie sich manchmal hierher verirren, er hatte sich etwas am linken Flügel gebrochen und sah Markus angstvoll mit seinen runden Augen an.

Markus Kindermann stand da mit tief erschrockenem Gesicht und nahm den Vogel dann vorsichtig in seine Hände. Und wie er darauf achtete, spürte er das Herz zaghaft und müde schlagen, dieses winzige Herz unter dem märchenhaften Federkleid.

Er schluckte und preßte die Lippen zusammen, wie er es immer machte, wenn er gerührt war. Dann holte er sein Taschentuch hervor und bettete das Tier hinein, schnallte die Schlittschuhe ab und begab sich eilends nach Hause.

Ein Stuhl kam vor den Ofen, das Kopfkissen aus dem Bett

darauf, und in eine Höhlung legte er das Tier. Es lag da, die dünnen kurzen Beine nach hinten gestreckt, denranken Flügel etwas ausgebreitet und die Augen geschlossen.

Markus Kindermann setzte sich dazu und sah still auf das kleine Leben, ihm wurde langsam ganz wunderbar im Herzen, und so absonderlich es ihm vorkam, es war doch so: Ein paar Tränen tropften aus seinen Augen auf seine Hände.

Das war ein Hauch aus jenem Kinderbuch mit dem schönen Mädchen auf dem See, das war ein Wunder, das für ein paar Sekunden die vergangenen Jahre mit Mühsal und Enttäuschung, mit den Plänen und Wünschen, mit der Bescheidung und dem Friedlichwerden ungeschehen machte. Markus Kindermann wurde wieder zu einem zehnjährigen Jungen, der weiter keine Sorgen kannte als die seines kindlichen Lebens.

Er erwachte aus seiner Versunkenheit und sah den Vogel wieder an, die grüne Brust und die bunten Flügelkfedern, er sah aufmerksam und vorgebeugt auf das wieder geöffnete Auge des Tieres, das sich in der Wärme zu erholen schien.

Markus Kindermann war ratlos und beglückt zugleich. Er wußte nicht recht, was er anfangen mußte, und überlegte, ob er seiner Wirtin Nachricht geben sollte von seinem kleinen Gast und Patienten.

Wie er aber an ihr gleichgültig-vergrämltes Gesicht dachte, wußte er auch, daß sie nicht sehr erbaut sein würde von seinen Samariterdiensten. Er blieb also vorerst sitzen, betrachtete weiter den Erwachten und richtete an ihn eine zärtliche Ansprache: „Du mußt nun nicht glauben, daß ich vorhabe, dich hier für immer einzusperren. Vielleicht wird es mir ja schwer werden, mich wieder von dir zu trennen, aber ich kann es mir vorstellen, daß du lieber, viel lieber draußen über den Menschen und in der Sonne dahinsiegest. Ich bin ja auch fast den ganzen Tag nicht hier, da wäre es also sehr langweilig für dich. Du mußt dich aber gedulden, denn so lange, bis dein Flügel gesund ist, muß ich dich hier behalten.“

Er lächelte und stand auf, legte nun erst den Mantel ab und bereitete auf dem Spirituskocher warmes Wasser. Mit großer Sorgfalt und Umsicht wusch er die kleine Wunde, machte aus einem Taschentuch einen leichten Verband und legte den Vogel wieder auf das Kissen.

Die schrägen Lider lagen nun ganz in grauen Falten um das runde dunkle Auge, es sah dankbar und ruhig Markus Kindermann an. Der setzte sich wieder zu ihm. „Es ist besser, wenn du nun wieder schläfst“, sagte er väterlich, „ich werde auch bald daselbe tun.“

Der Eisvogel stieß einen leisen, hellen Laut aus, gleichsam beipflichtend, und machte sein Auge gehorfolam zu.

Markus Kindermann blieb reglos sitzen und war ganz glücklich.



Ein Zug fährt nach Osten

Novelle von Eduard W. von Rosenberg * Mit Zeichnungen von Paul Kuhfuss

In dünnen grauen Fäden, wie wirr vom Kopfe einer Greisin fallendes Haar, rieselte ein Landregen auf durstige Erde. Dort, wo sich die Schienenstränge in metallischen Parallelen durch die Lichtung ins Unendliche verlieren, schritten eilig zwei Männer. Die Hutkrempe niedergeschlagen, mit hochgeklapptem Kragen der Regenmäntel, trockten sie der Witterung. Es dämmerte.

Berworrerne Töne schlichen sich durch das monotone Plätschern der Regentropfen. Sie wurden rasch lauter, hoben sich scharf aus der Symphonie der Geräusche hervor, gewannen immer mehr feste Form. — Nun führte schon ihre Melodie im vieltaktigen Rhythmus rollender Räder, schwoß zu einem gewaltigen Brausen an, und aller Elemente nicht achtend stampfte gebieterisch ein Schnellzug auf seinem unbeirrbarren Wege vorbei. Erleuchtete Fenster schleuderten gespenstisch huschende Lichtflecke in die weinende Landschaft.

Zauberhaft schnell verschwand die Vision, ihr ehernes Lied verklang, und die karge Melodie des Regens deckte das Land wieder sorgfältig zu; drei rote Augen blickten entzündend durch die Dämmerung zurück.

Die Männer waren unwillkürlich stehen geblieben, als das eilige Ungetüm an ihnen vorüberdonnerte. „So ein vorbeifahrender Zug hat doch etwas Gespenstisches an sich“, meinte der Jüngere, als sie sich wieder in Bewegung setzten, „fast unheimlich — wie der Fliegende Holländer!“ — Der Ältere nickte gedankenvoll. „Ich habe es erlebt“, sagte er, „daß der Anblick eines vorüberfahrenden Zuges einen Menschen ganz aus dem Häuschen gebracht hat. Es sind seitdem viele Jahre vergangen, aber ich kann die Geschichte nicht vergessen.“

Es war im Jahre 1916, von der Front hatten sie mich zurückgeschickt, konnten mich dort draußen nicht mehr brauchen und

steckten mich als Leiter in ein Gefangenenslager drüben in Pommern. Da gab es eine Menge landwirtschaftlicher Arbeit zu tun, und wir hatten mehr als genug Beschäftigung für unsere Russen. Man kam mit ihnen ganz leidlich aus, und bald war eine brauchbare Verständigung möglich. Ein Lehrer war unter ihnen, Jegor Efimowitsch Petrow, der den Dolmetscher spielte. Ein feiner Kerl, Offizier, wohlgezogen und gebildet; wir luden ihn oft zu uns und unterhielten uns manchmal die halbe Nacht durch. — Der Herbst kam, auf den Feldern war nicht mehr viel zu machen. Also gingen wir daran, Gräben zu ziehen, die Straßen zu verbessern und einen Sumpf trocken zu legen. Diese letzte Arbeit übernahm eine Kolonne von sechzig Rußkis, unter ihnen auch Jegor Efimowitsch Petrow, der eine bevorzugte Stelle einnahm und eine Gruppe leitete. Die Ausläufer des Sumpfes reichten bis an die Eisenbahnlinie, auf der recht reger Verkehr war. Dort arbeitete Petrows Gruppe; die Leute gingen dem Sumpf tüchtig zu Leibe, und so oft ich auf meinem Inspektionsgang vorbeikam, war alles in schönster Ordnung.

Nach einiger Zeit fiel uns eine Veränderung in Petrows Wesen auf. Er wurde wortfarg und schien viel zu grübeln, tat aber seine Arbeit zuverlässig wie immer. Uns lag recht viel an dem Menschen, und ich kam einmal früher als gewöhnlich auf dem Kontrollgang zu ihm, um mich mit ihm vielleicht ungestört auszusprechen. Ich nahm Petrow zur Seite, aber die Unterhaltung wollte über belangloses Zeug nicht hinauskommen. Er antwortete fahrig und abwesend, ich hatte den Eindruck, als erwarte er etwas. Als kurz darauf ein Schnellzug auf dem nahen Bahndamm vorüberfuhr, sah ihn Petrow mit einem Gesichtsausdruck an, wie etwa ein Jagdhund ein Wild; zugleich lag aber etwas unfassbar Trauriges in seinen Zügen. Plötzlich brach er, wie von einem unsichtbaren Schlag getroffen, auf einen

Erdhaufen nieder und starrte wortlos vor sich hin. Ich begriff, was ihn bewegte.

Die Bahnlinie führte hier, wie mit einem Lineal gezogen, von Osten nach Westen. Der Zug, dem Petrow heute gewiß nicht zum erstenmal heftig nachgeblickt hatte, fuhr nach Osten, wo hinter Hunderten von Kilometer die Heimat lag: Mütterchen Rußland! — Kein Zweifel, Petrows Schwermütigkeit beruhte auf Heimweh nach seinem Vaterland, das ihm immer wieder durch den ostwärts fahrenden Zug in Erinnerung gebracht wurde.

Ich beschloß, Petrow an einen anderen Arbeitsplatz, weiter ab von der Bahnlinie, zu versetzen. Er verlor kein Wort darüber, als ihm dieses mitgeteilt wurde; in seinem Verkehr mit uns blieb er auch weiterhin zurückhaltend. — Eines Tages verließ er während der Arbeitszeit und ohne Erlaubnis seine Gruppe und begab sich zum Bahndamm; dort mußte er einige Stunden gefessen haben. Am Abend meldete er mir selbst sein Vergehen, fast widerwillig und verbissen. Ich begriff, er erwartete eine Strafe, die ihn so oder anders mit Gewalt daran hindern würde, den Bahndamm wieder aufzusuchen, wohin ihn der Anblick der Züge nach Osten mit übermenschlicher Gewalt zog. Ich wußte, daß dieser feinnervige, aus tiefstem inneren Gefühl patriotische Mensch in ganz ungewöhnlichem Maße von Heimweh gequält wurde und daß er gleichzeitig die Schwierigkeit und Ausichtslosigkeit eines Fluchtversuches einsah. — Ich beschränkte mich darauf, ihm der Form halber eine kleine Rüge zu erteilen, und bemühte mich abermals, ihn dazu zu bringen, sich offen auszusprechen. Aber Petrow kam aus seinem geistigen Schneckenhäuschen nicht heraus. Mißverstand er die Aufrichtigkeit meiner Teilnahme? — ich glaube es nicht; ein Kloß schien ihm in der Kehle zu sitzen, daß er nur die knappsten Worte hervorbringen konnte, wobei er es, halb schamhaft, halb verbissen, vermied, mich anzusehen. Wieder vermochte ich es nicht, die Mauer seiner Verschlossenheit zu bezwingen. —

„Es ging immer mehr in den Winter, die Tage wurden kurz und die Erde hart, so daß die Arbeiten der Gefangenen nur langsam vorwärtskamen. Petrow hatte nicht wieder Grund zu Klagen gegeben; er wurde noch schweigsamer, sein Gesicht versiel zusehends, und er brach den Verkehr nicht nur mit uns Deutschen, sondern auch mit seinen russischen Kameraden völlig ab.“

Eines Abends, es dunkelte schon ganz früh, fehlte Petrow bei der Rückkehr ins Lager. Das war noch nicht vorgekommen:

Ich befahl, ihn im Falle verspäteten Eintreffens zu mir zu bringen. Als er nach einer Stunde, schon bei völliger Dunkelheit, noch nicht da war, ging ich mit drei Mann auf die Suche. Es war eigentlich mehr eine Expedition zur Rettung eines Freundes als zur Gefangennahme eines Ausreißers.

Mein Gefühl sagte mir, wo wir ihn suchen mußten. — Wir kamen an den Ort, wo Petrow seinerzeit bei den Entwässerungsstellen am Bahndamm gearbeitet hatte. Ich erinnerte mich, daß der Abend-Schnellzug nach Osten vor etwa anderthalb Stunden vorbeigefahren sein mußte; ich zweifelte nicht, daß der Wunsch, den Zug wieder zu sehen, Petrow davon abgehalten hatte, rechtzeitig zurückzukommen, und stellte mir vor, ihn tief in Gedanken auf einem Baumstumpf sitzend zu finden. — Die Laternen meiner Leute leuchteten, aber von Petrow war nichts zu sehen. Überzeugt, daß er sich vor uns nicht verstecken würde, schickte ich zwei Leute zum Bahndamm vor und folgte mit dem dritten; ihre Laternen tanzten vor mir durch das neblige Dunkel. Der Boden war morastig, kein Weg — Löcher, Pfützen, Steine überall — da hieß es aufpassen.

Das fahle Blinzeln der Laternen vor mir wurde aufgeregt. Die Leute gaben Winksignale. Als ich dazukam, hatten sie ihre Laternen hingestellt und beugten sich über einen Körper, der am Fuß des Bahndamms lag. Es war Jegor Efimowitsch Petrow. Leblos. — Ich ließ ihn ins Lager bringen und bat den Arzt, die Todesursache festzustellen. Dieser nannte mir eine Fülle von Verletzungen äußerer und innerer Art und vermutete, daß Petrow von einem Zuge angefahren worden sei. Ich teilte diese Vermutung. —

Wahrscheinlich hatte Petrow, am Fuße des Bahndammes sitzend, auf das Vorüberfahren des langentbehrten Zuges gewartet, der für ihn ein Erinnerungssymbol der Heimat war. Ob er, als der Schnellzug vorbeifuhr, aufzuspringen versucht hat oder in blindem Fanatismus den Bahndamm erklomm und dabei den Wagen zu nahe kam, weiß kein Mensch. — Seine Kameraden begruben ihn und setzten ein russisches Holzkreuz auf sein schlichtes Grab.“

Der Erzählende verstummte. Nachdenklich schritten die Männer durch den Regen — bedrückt von der Tragik eines Schicksals, das, aus der Vergangenheit heraufbeschworen, in verborgene Winkel der menschlichen Seele leuchtete. — Die Lichter einer Siedlung drangen durch die Finsternis, ihr warmer Schein mahnte an die Gegenwart.



Die vom Gernsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Frau Rosa war überrascht. Sie sah die Notwendigkeit nicht ein, daß noch jemand sich um den kleinen Fremdling bekümmere, aber sie ließ den Dingen ihren Lauf. Sie dachte auch über dergleichen nicht lange nach. Der Teig in der Schüssel war ihr wichtiger.

„Der Vater findet immer wieder etwas“, sagte sie, „einmal Kristalle, einmal einen Knecht, jetzt ein Kind.“

„Aber immer etwas Rechtes“, entgegnete Crispin.

Frau Rosa hörte das Wort nur noch halb. Sie schlug schon den Teig mit dem Holzlöffel.

Crispin brachte das Amseli in seine Studierstube hinauf. „Ich gehöre auch zum Zumbach, der dich heimgebracht hat“, raunte er ihr zu.

Das Amseli fühlte sich heimisch. Wieder klang ihr seine samtne Stimme wie eine heimliche Liebkosung. Und dann gab es in der Arztstube hundert Dinge zu sehen! Und was dann alles geschah! Der schwarze, freundliche Mann trat ins Nebenzimmer und kam mit einem Knaben zurück, der ein Tuch um den Kopf geschlungen trug. Das blonde, struppige Haar quoll ihm nach allen Richtungen darunter hervor. Sein Gesicht und seine wasserblauen Augen aber sahen gerade so verweint aus wie vorher die Anselmas.

Crispin hatte im Wartezimmer die Mutter des Buben sitzen bleiben geheißen: „Das machen wir schon.“ Sie hatte ein verängstigtes Gesicht gemacht. Jetzt aber, in Anselmas Gegenwart, sprach er weiter, lächelnd, als sei alles nur Spiel: „Ich bin zwar kein Zahnarzt; aber da dem gehässigen kleinen Burschen, dem Zahn da, kann ich schon vom Platz helfen, damit sein rechter Nachkomme Platz hat. Da ist auch kein Anlaß, daß ein angehender Soldat sich fürchten mußte.“ Und schon saß der Knabe im Operationsstuhl. Schon hielt er seinen Kopf und fuhr ihm mit einem Werkzeug in den Mund. „Lach“, hieß er das Amseli, „damit der Soldat da auch lacht!“ Und beide mußten sie lachen. Dabei war — hast du nicht gesehen — der kranke Zahn schon heraus und in der Zange!

„Was meinst jetzt, Held und Wilhelm Tell, war das die Angst wert?“ fragte Crispin den verdugten Blondkopf, gab ihm ein Glas, damit er sich den Mund spüle, und setzte ihn dann neben das Amseli. Dann rief er die Mutter herein. „Alles im Blei“, tröstete er die. Und nach abemals einer Weile hieß er sie mit ihrem Buben gehen und holte einen neuen Patienten herein, einen alten Mann, mit dem er hinter einem Wandschirm lange sprach und hantierte.

Wie merkwürdig das alles war! dachte das Amseli und vergaß die Zeit und wurde heimisch, es wußte nicht, wie. Die Stimme des schwarzen Mannes klang, als ob ihm jemand ein Liedlein fänge: Still! Still! Geht alles, wie man will! Fast so wohl wie bei Zumbach fühlte man sich bei dem Schwarzen!

Aber auch Crispin Zumbach war in seinem Element. Der Fall, den er jetzt hinter dem Wandschirm untersuchte, war kein einfacher. Aber er wußte, daß er helfen konnte. Und er fühlte sich leicht und froh. Und er wußte, daß drüben auf dem Ruhebett der Findling saß, eben noch ein Häuflein Unglück unten bei Frau Rosa, jetzt ganz zufrieden, ganz daheim. Menschen kurieren war ein wunderbares Amt!

* * *

Die Unterredung Zumbachs mit dem Ammann hatte ergeben, daß die Einberufung des Salrates zur Besprechung des Unglücks am Straßenbau und der infolge der Weltlage vorauszufehenden neuen Stockung des Fremdenverkehrs unumgänglich sei.

Eines Tages saßen dann die sieben Mitglieder dieses engeren Rates unter dem Vorfig des Ammanns in einem Zimmer des

Rathauses, und Peter Zumbach berichtete über die unvermeidliche Kostenüberschreitung, die infolge des Naturereignisses beim Straßenbau zu verzeichnen sein werde, und schilderte die allgemeine Lage, die für die Zukunft so wenig Erfreuliches versprach. Er saß über einen Stoß Akten gebeugt. Manchmal, wenn er zu freierer Rede sich aufrichtete, ergab sich wieder der merkwürdige Eindruck eines jähen Hochwachsens der in sich zusammengeschobenen, buckligen Gestalt. Er erstattete seinen Bericht mit klarer Nüchternheit: Der eine der bei dem Lawinenunglück getöteten Arbeiter hatte eine zahlreiche Familie hinterlassen, für die die Talschaft aufkommen mußte. Überdies hatte der Lawinensturz den Beweis erbracht, daß zur völligen Sicherung der Straße weitere kostspielige Verbauungen ausgeführt werden mußten. Ein bedeutender Nachkredit war einzufordern.

„Unmöglich!“ entfuhr es einem der Räte, dem Sternwirt Albert Huber, einem noch jungen, ehrgeizigen Mann und Mitglied der Mehrheitspartei. Er hatte ein geschmeidiges Äußeres, eine gute Rednergabe und ein hübsches Gesicht mit einem frechen kleinen Schnurrbart.

„Es handelt sich nicht mehr um Möglichkeiten, sondern um Notwendigkeiten“, hielt ihm Zumbach entgegen. Huber war einer von denen, die nach der Pacht des Pächshauses am Gernsenberg lüftern waren, und er fühlte das Persönliche seiner Gegnerschaft. Es war ihm nicht wohl in seiner Haut; denn, obschon schuldlos an den schicksalhaften Zwischenfällen, trug er immer schwerer am Gedanken, wie infolge der von ihm befürworteten Unternehmungen die Verschuldung der Talschaft wuchs und wuchs. Daneben aber fühlte er wieder, wie die eigennützige Angst in ihm bohrte und wider seinen Willen neben der Sorge um die Allgemeinheit emporkam und ihn einspannte: Würde nicht ihm persönlich die Hauptverantwortung für das Unglück der Talschaft aufgelegt werden?

„Wer hat das Tal in dieses Abenteuer hineingeritten?“ fragte jetzt Huber.

Ein paar seiner Gefinnungsgenossen richteten vorwurfsvolle Blicke auf Zumbach.

Der vernünftige Ammann vermittelte und stellte fest: „Wir haben einen Beschluß der Talgemeinde auszuführen.“

„Wer hat den Anstoß gegeben und den Antrag gestellt?“ brauste Huber auf.

„Ich“, entgegnete Zumbach. „Und ich habe ein gutes Gewissen. Es war alles zum Nutzen der Talschaft gemeint.“

„Eure Meinung kommt uns teuer zu stehen“, höhnte Huber.

Zumbach biß sich auf die Lippen. Der andere hatte recht: Er hatte die Zukunft schlecht vorausberechnet. „Niemand konnte voraussehen, daß die Unvernunft der Welt sich zur Marnheit steigern werde“, wehrte er sich.

„Was ich in Abrede stelle“, warf hier Redaktor Martens, der sozialistische Vertreter im Rate, dazwischen und erinnerte daran, wie er in der Talgemeinde sich gegen Zumbachs Projekte gewehrt hatte. Er verstand es, Gelegenheiten auszunützen. „Bären an die neuen Industrien, die sich bei uns anbauen wollten, die Subventionen gewährt worden, die wir forderten“, rief er aus, „so hätte das Tal eine Schar fester Anwohner mehr gewonnen und die fremden Nichtstuer entbehren können, die man mit demselben Gelde umsonst herbeizulocken versucht hat.“

„Skandal!“ schrie der erbohte Sternwirt. „Weil ein einzelner seinen Vorteil gesucht hat, sitzen wir alle in der Tinte!“

„Wenn der einzelne recht behalten hätte, würden alle gern den Gewinn eingestekt haben“, verteidigte sich Zumbach.

Der ruhige Salammann legte sich abermals ins Mittel: „Ich habe einen Irrtum aufzuklären. Salrat Peter Zumbach hat an



Aufnahme Dax

Winterliche Brandung

die von der Gemeinde beschlossenen Werte aus eigener Tasche so viel beigetragen, daß es wohl eines Jahrzehntes bedurft hätte, ihm sein Opfer zu lohnen."

Ein kurzes Schweigen folgte dieser Erklärung. Huber murmelte noch etwas von einem Narren, für dessen Schrullen hundert andere büßen müßten. Aber er fand kein rechtes Echo.

Zumbach senkte den Blick wieder auf seine Akten. Ruhig, fast als lese er die Worte ab, sprach er weiter: „Was einer aus seinem eigenen Hab und Gut dazugetan, steht nicht zur Rede. Aber die Werte sind nicht von einem, sie sind von einer Mehrheit beschlossen worden. Noch ist nichts verloren. Vielleicht läßt der Gewinn auf sich warten. Aber er wird kommen, wenn nicht für uns, so für unsere Kinder.“

„Was eine lange Frist ist“, spottete Martens. Er mochte

Zumbach leiden und maß mit ihm sich gern. „Wer wird über die Wartezeit hinweghelfen?“ fragte er dann.

Zumbach wendete sich ihm zu. „Das vielgeschmähte Kapital“, erwiderte er lächelnd. „Da liegen die Sicherheiten!“ fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Wir werden sparen, bis wir die Schlappe überwunden haben.“

„Das hätte man vorher tun sollen!“ schrie Huber wütend.

Zumbach fuhr fort: „Nicht auf den Geldsäcken sitzen, meine ich. Unser Tal und seine Bewohnerschaft sind wohlhabend. Was wir heute an neuen Opfern zur Rechtfertigung der früheren beschließen müssen, ist nichts Unmögliches. Und wenn der einzelne sich einschränkt zum Wohl des Ganzen, so wird aus dem Ganzen mit der Zeit ihm der Lohn zurückkommen. Nur darf keiner aufs Heute, müssen alle weit hinein ins Morgen sehen.“

Ein allgemeines Gemurmel folgte. Huber hatte Anhänger. Aber auch hinter Zumbach standen zwei Räte. Auch Martens, weitsichtiger als mancher, schlug sich zu ihm. Mit Stichtentscheid des Präsidenten wurde der Nachtragkredit für den Straßenbau erteilt.

Als Zumbach die Sitzung verließ, begegnete ihm auf der Straße Crispin, der von einem Besuch bei einem Kranken kam. Er erzählte ihm das Vorgefallene.

„Du hast dir eine schwere Last aufgeladen“, sagte der Sohn.

„Und mich verrechnet, meinst du?“

„Ja!“

Zumbach schwieg. Ein Plan war gescheitert, das sah er ein: Seine Amtsmannschaft hatte ihm den Einfluß nicht gebracht, von dem er sich die Sicherung seiner Stellung als Gernsbergswirt versprochen. Aber noch war ein Zweites erreicht: Er sprach mit in den Dingen, die die Allgemeinheit angingen! Er versuchte das Crispin auseinanderzusetzen. Ein Wort gab das andere. Sie landeten in Crispins Studierstube, ehe sie es sich versahen.

„Unser Tal ist ein kleines Stück Welt“, sagte der Vater, sich niederlassend. „Und die größere spiegelt sich in ihm. Hier wie dort ist kein Zusammenstehen mehr, kein gegenseitiges Vertrauen. So muß es gemacht sein!“ schreit diese Partei. — „So ist es besser!“ die andere. — Daß ihrer Duzende sind, das ist der Fluch der Gegenwart. Es gibt keine Völker mehr, nur Marktgeschrei und Händel. Das Ende ist das Durcheinander.“

Crispin sah Zumbach an. Er tat ihm leid. „Du wirst daran nichts ändern“, erwiderte er.

„Aber ich wollte nicht im Schnee sitzen und zuschauen.“

„Die Zukunft gehört andern Überzeugungen als den deinen.“

Zumbach faßte den Sohn schärfer ins Auge. „Ich weiß, was du sagen willst“, entgegnete er, „weiß auch, wo du selber stehst. Martens schickt dir nicht umsonst Patienten.“

„Wir wollen eine neue Welt“, sagte Crispin.

„Ihr reißt die alte nieder, ehe ihr die neue aufgebaut habt.“

„Ich weiß, daß du gegen uns bist.“

„Mit allem, was in mir ist. Ihr brennt von Ideen. Aber wenn sie in Wirklichkeit umgesetzt sind, sind sie Asche.“

Um Crispins Mund flog ein gutes Lächeln. „Fast könnte man meinen, wir wären Todfeinde, Vater“, sagte er.

„Und wir sind es eben nicht“, antwortete Zumbach und gab ihm die Hand. „Und das ist, was den andern fehlt. Sie lernen nicht, einander immer wieder die Hand zu geben.“

Zwischen den beiden schwebte wieder das Sonderbare, eine zwingende Kameradschaft, des einen unbewußter Glaube an des andern Wohlmeinen.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf. Ein Kinderkopf schob sich durch den Spalt. Das Anseli zog den breiten Mund noch ein wenig mehr als sonst den Ohren zu. „Tag!“ grüßte sie, schelmisch, vertraut. Sie war schon ganz zu Hause, bei den zwei Männern da besonders. Wenn sie noch an den toten Vater dachte, war ihr, als sei sie nur einmal auf Ferien bei ihm gewesen. Sie ging jetzt auch zur Schule in Mühringen. Pauline behauptete, sie laufe schon jetzt den Männern nach. Vater und Bruder wickelte sie schon um den Finger. Und manchmal haßte ihre rasche Hand nach Anselmas Haarschopf. Aber diese schlüpfte der bitteren Frau blitzartig unter Augen und Händen durch.

Peter Zumbach gab es einen Ruck. In einer der letzten Nächte war es ihm wieder durch den Sinn gegangen: Dreimal war ihm das Glück hold gewesen: mit der Kristallhöhle, dem treuen Remigi und mit dem Anseli. Das aber war von den dreien das wunderbarste Wunder! Seine Kinder waren auch einmal klein gewesen. Aber er erinnerte sich nicht, daß er um ihretwillen solch ein Narr geworden wäre! Wie kam das? War er früher ein anderer gewesen als jetzt? War er wacher geworden oder sein Blick tiefer? Oft meinte er, um den dunklen Kopf des feinen, umtunlichen Kindes Anselma gehe es wie ein Lichtschein, oder eine Stelle, auf die es eben trat, sei hell geworden. Er tat auch jetzt die Arme auseinander. Wie ein Hampelmann, dachte er dabei. Irgend etwas riß sie ihm auseinander. Und das Anseli lachte, nahm einen Anlauf und flog hinein. Während er sich aufrichtete, hing es ihm am Hals, mit den in groben Bollstrümpfen und derbem Schuhwerk steckenden Beinen strampelnd. Die Schuhe drohten von den kleinen Füßen zu fliegen.

„Die sind aufs Wachsen gekauft“, scherzte Zumbach und wußte, das sei so Frau Rosas praktische Art.

Crispin sah ernst und ein wenig veronnen zu. „Aus so einem

Elfslein“, sagt er, „kann man noch machen, was man will: mit Holzschuhen ein Bauernjüngferlein oder mit goldenen Pantoffeln eine Prinzessin.“

„Und was will man eigentlich?“ fragte Zumbach das Kind.

„Nichts“, antwortete Anselma mit schimmernden Augen.

Aber die beiden änderten wußten Bescheid: Immer da sein, wo sie wollte der Gast! Sie sahen einander an, heimlich vergnügt. Dann fragte Crispin den Vater: „Und wenn ihr wieder auf den Berg zieht?“

„Nehme ich sie mit“, antwortete Zumbach.

„Und die Schule?“ gab Crispin zu bedenken. Dabei hätte er auch fragen können: Und ich?

„Was der alte Simmen, der Lehrer, ihr beibringt“, erwiderte Zumbach, „kann ich ihr auch eintrichtern.“

Crispin lächelte wissend. „Du hast dich verliebt, alter Herr!“ sagte er.

„Mir scheint, auch andere“, scherzte Zumbach zurück und legte das Anseli dem Sohn in die Arme.

Der schaute darauf nieder, hielt es unbeholfen, und grüblerisch, wie immer, meinte er: „Das macht nur das Ungewohnte. Es ist uns zwei Krautern, als sei auf einmal aus dem Küchen-gemüsebeet eine blaue Tulpe gewachsen.“

Dann aber fragte er Anselma plötzlich: „Zu wem willst jetzt lieber? Zu ihm oder zu mir?“

Die Kleine machte Augen wie dunkle Tore. Aber sie streckte die Hand nach Zumbach aus.

„Natürlich, da ich sie gefunden habe“, erklärte dieser und staunte doch über sich selbst, daß die Entscheidung des Kindes ihm wichtiger war, als er sie darstellte. Und lange blieb ihm diese erste Parteinahme für ihn im Gedächtnis . . .

Mit diesem Gespräch war jedoch die Entscheidung darüber gefallen, daß das Anseli beim nächsten Umzug mit nach dem Gernsberg sollte.

Pauline freilich protestierte, daß man das fremde Ding auch wieder mitschleppe, und fragte, ob man denn gedenke, es ewig zu behalten?

Aber Zumbach tat, als habe er das böse Wort nicht gehört, und Frau Rosa meinte, eins mehr oder weniger am Tisch befrage nichts. So blieb es bei Anselmas Mitfunft.

In mehreren Wagen ging es im April wieder bergzu. Und wieder saß Frau Rosa im vordersten zwischen Paketen und Kisten, Lebensmittel- und Wäschevorräten, und sie waren ihr wichtiger als die Insassen der hinteren Fuhrwerke. Im zweiten hatte Anselma neben Zumbach ihren Platz, und ihnen folgten im dritten Pauline und die beiden Mägde Regine und Meie, die auch den neuen Sommer im Pächterhaus mitmachen sollten. Pauline war mürrisch: Nun war nicht nur das Findelkind, sondern auch Regine wieder da! Aber sie setzte die Zähne zusammen. Ob Regine oder eine andere, einmal mußte der Kampf um den Remigi ausgefochten worden! Und sie war bereit, ihn jetzt auszutragen. Sie starrte von Stacheln, wie ein sich ballender Igel. Die Mägde hatten keine vergnügliche Fahrt.

Seftige Westwindböen sausten kälter und kälter über die Köpfe der Reisenden, zausten ihnen die Haare und wehten Schwanz und Mähne der Pferde gleich schwarzen Fahnen auf.

Die Meie, die kleine, dicke, schob die verdrossene Schweigsamkeit Paulines auf das Wetter. Sie wickelte sich fester in die Decke und beguckte den Schnee, der noch in allen Mulden lag. Regine aber streifte mit wissendem Blick das Gesicht der Meisters-tochter. Sie zweifelte, ob es gut war, daß sie selbst sich doch wieder zur Mitfahrt entschlossen. Den ganzen Winter über hatte sie umsonst auf den Besuch des Remigi gewartet und die Ursache seines Nichtkommens wohl erraten. Aber ihr Herz hatte ihr nicht Ruhe gelassen. Es drängte sie, den Burschen wiederzusehen und Klarheit zu bekommen, ob er ihr ganz verloren sei. Drohend fast sah sie den Rücken der vor ihr sitzenden Pauline aufgerichtet. In verbissenem Schweigen verharrte diese Stunde um Stunde. Regines Sinn war so licht wie ihr scheiniges Haar; aber manchmal geriet sie doch in Versuchung, ihre Widersacherin da vorn bei den Schultern zu packen und zu schütteln: Sprich doch ein Wort! Ich bin doch auch ein Mensch! Sie kämpfte redlich gegen den in ihr wachsenden Zorn; aber das machte auch sie schweigsam, so daß sie selbst der harmlosen Meie kein Wort gönnte.

Höher und höher zogen die Wagen. Der Ball der Berge wurde niedriger, rauher noch der Wind. Jetzt mußte man bald zum

erstemal das Hospiz auf der Höhe erblicken! dachte Regine. Bald auch würde Remigi aus einem der Gebäude treten, und — wie würde sie ihn finden? Was würde er ihr zum Gruß sagen?

Auch Pauline werweifte der Ankunft entgegen. Aber in ihr war es dunkel. Und sie wußte nicht, was sie erwartete. Sie konnte sich in sich selbst nicht aus.

Neben Zumbach saß das Amseli, zum Schutz gegen die wachsende Kälte in eine Pferdedecke gehüllt. Ihr schmales Gesicht stand wie ein Eisenbeinschnitzwerk im rauen Rahmen des Wolltuchs. Manchmal öffnete sich der breite Mund vor Verwundung. So hoch hinauf war sie nie gekommen! Einsam wurde es, wild, fast zum Fürchten! Manche Berge waren sahl vom kranken Winterschnee, wie Totengesichter! Wollenfahnen flogen. Als schwingte sie eine unsichtbare Hand, hinter Bergen herauf, hinter Bergen hinunter! Manchmal heulte der Wind irgendwo, wie ein flüchtender Wolf! Grauslich! Anselma faßte zaghaft nach Zumbachs Hand, die das Leitseil hielt.

„Ist dir kalt?“ fragte er, erst bemerkend, wie verloren sie neben ihm saß.

Aber sie war sogleich getröstet. Es genügte ihr, daß er sprach. Was konnte einem geschehen, wenn er da war? In Mühringen bei der Abfahrt hatte sie einen Augenblick wie ein vergessener Regenschirm herumgestanden. Da hatte er nach ihr gerufen, sie in den Wagen gehoben, sie eingewickelt. Sei, was das gut war!

„Es ist jetzt noch fast Winter hier“, erzählte jetzt Zumbach. „Das wird alles ganz anders. Die Sonne kommt dir nahe, wie nie im Tal, streichelt dich, wärmt dich, kühlt dich, bis du lachst. Und Blumen gibt es, wie man nirgends sonst findet. Dann kommt das Herrenvolk gefahren, ein ganzes Reiseheer, Tag für Tag, drollige Menschen, merkwürdige Menschen, solche zum Lachen und solche zum Staunen. Augen wirst du machen, Anselma! Augen!“

Weitauf staunte das Amseli schon jetzt.

Aber Zumbach hatte noch nie jemandem so erzählt. Und es wurde ihm selbst dabei sonderbar zumute. War der Gernsberg anders als andere Jahre? War das, weil das kleine Menschenpielzeug da war, da neben ihm? Er bog sich nieder und stopfte die Decke auf allen Seiten noch dichter um den kindlichen Körper. Dabei wurde ihm selber warm, als hüllte ihn, den alternden, nüchternen Mann, etwas ein.

Nun stand dort das Paßhaus! Frau Rosa klatschte mit dem Zügel auf den Rücken ihres Pferdes. Gleich darauf verfielen alle drei Tiere in Trab.

Schwere, dunkle Mauern trugen das mächtige schwarze Schindeldach, auf dem noch Reste vereisten Schnees hafteten. Der Wind sauste fessellos über die Hochebene. Aber das Paßhaus stand plump und herrisch da und stemmte die vier Granittürme gegen seine Gewalt. Die kleine Glocke begann zu läuten. Ihre Klänge zersplitterten in hilflose, manchmal fast weinerliche Einzelrufe, die der Wind packte und forttrug und von denen hier und da einer noch einmal aufgelte, ehe er sich in irgendeine Ferne verlor. Einer der Winterknechte läutete die Kapellenglocke. Aber die andern, der Remigi voran, warteten vor dem Haus auf die Antömmlinge. Remigi, der Rotkopf, hatte ein wildes Aussehen, als stecke er, wie ein Tier, noch im Winterhaar. Sein Gesicht war braun und gesprungen vom Einfluß der Schneesonne. Der Remigi paßte zum rauen Haus, das er gehütet hatte. Aber um seinen festen Mund flog ein Zucken, als er, alle andern geflüstert übersehend, zuerst zum Pferd Frau Rosas trat. Bei der hemmte ihn keine Befangenheit.

Frau Rosa stieg aus, wie die Schafferin und Werktagsfrau aufsteigen mußte. Sie wartete nicht auf Hilfe. Mit Ruck und Griff langte sie das Gepäck aus dem Wagen, so viel sie mit einemmal fassen konnte. Damit stieß sie die Haustür auf. Die übrigen mochten für sich selber sorgen!

Zumbach hob das Amseli zur Erde und grüßte den Remigi: „Tag! Ist alles gut beieinander?“

Da grüßte Remigi zurück. Aber heimlich schielte er jetzt nach dem dritten Fuhrwerk, von dem drei Frauenzimmer kletterten, wandte ihm den Rücken und führte Frau Rosas Pferd ab. Mochte ein Mitknecht denen da drüben an die Hand gehen!

* * *

Das Amseli steckte die Hände ins dicke Wolltuch, mit dem ihr Oberkörper noch immer umwickelt war. Im Flur, in den sie traten und der so einen Augenblick von Menschheit wimmelte, herrschte eine kalte Kellerluft, und sie fror und sehnte sich ein

wenig nach den warmen Mühringer Stuben. Auch Crispin fiel ihr ein, und ein bißchen fehlte ihr auch er.

„Das Holz scheint hier teuer zu sein!“ begehrte Pauline auf. Ein Winterknecht versicherte, beleidigt, die Eisenöfen ständen schon seit drei Tagen in Brand.

Pauline surrte in die Hinterstube. Ihre üble Laune galt nicht der Kälte, sondern der Tatsache, daß Remigi sich noch nicht um sie gekümmert hatte.

Auch Regine trat an Anselma vorbei und hatte eine stille Kümmeris im Gesicht. Auch ihr war der Empfang nicht nach Bunsch geraten.

Alle landeten zuletzt in der Hinterstube. Bald war sie mit Menschen und Baren überfüllt. Das Amseli kauerte verloren auf einem Stuhl. Aber der Ofen daneben glühte, und Anselma nestelte ihr Tuch los. Dann wartete sie geduldig, bis wieder jemand für sie Zeit haben werde.

Die Stube war wie das warme Herz des Paßhauses. Anselma sah von ihr aus auch die übrigen Räume Leben gewinnen. Zumbach und Frau Rosa, Pauline und die Mägde verschwanden nach und nach in Küche, Wirtschaftsräumen und Schlafzimmern. Anselma saß und wohnte von ferne dem Erwachen des Hauses bei. Läden wurden geöffnet, schlugen mit Krachen an die Mauer und schnappten in die Riegel. Jetzt tat das Haus die Augen auf! dachte das Amseli. Aus der Küche tönte ein Knistern. Das Herdfeuer brannte schon. Jetzt atmete das Haus! dachte das Amseli. Von Zeit zu Zeit erschien eine der Frauen, holte irgend etwas aus den Schichten der Pakete und Kisten und verschwand wieder, ohne zu sprechen. Das Amseli hochte vergessen auf seinem Stuhl. Zumbach, auf den sie wartete, blieb lange aus; denn er dehnte seinen Rundgang auch noch auf die Ställe aus. Fast wäre das Kind vor Einsamkeit und Stubenwärme eingeschlafen. Aber zuletzt erschien der Wirt. Das Blut stieg ihm zu Kopf, als er die Kleine noch immer an derselben Stelle erblickte, an die er sie hingepflanzt, und er ärgerte sich, daß wieder einmal niemand für seinen Schützling Zeit gehabt. „Komm, du Häuflein Elend!“ sagte er dann und führte Anselma nach der Schlafkammer, wo für Frau Rosa und ihn die Betten standen. „Da bekommst auch du Quartier“, erzählte er, nahm ihr Tuch und Wollhaube ab und ließ sie in die Sachen schlüpfen, die er aus einer Handtasche packte. Aber da die Kammer kalt war, brachte er sie in die Wohnstube zurück und ließ sie eine Kiste auspacken, in der allerlei Bücher sich befanden.

Das tat das Kind und war zufrieden und heimisch. Was brauchte es, wenn der Zumbachvater da war!

In der Folge erlebte dann das Amseli ein Erwachen, das noch viel merkwürdiger und mächtiger war als das des Hauses. Die Berge, diese stummen Wächter, die rings den Paß behüteten und unter denen der Gernsberg der zahmste und niedrigste war, streiften das Winterkleid ab. An einzelnen Alpbalden begann es zu grünen. Aber selbst der Stein der Granitwände schien sich leise zu färben, als pulse Blut im grauen Fels. Das war das Moos, das aus jeder unsichtbaren Spalte wuchs. Und Blumensträuße steckten sich die grauen Steinkerle an die Brust wie glückliche Hochzeitler: Rote, leuchtende Flußblumen hingen auf einmal aus allen Rigen. Wie Tränen leiser Mühring träufelte da und dort ein Wässerlein von einer Wand. Aber erst die Ewigschneemänner, der Rhonestock und der Schyn und der Galen, und wie sie alle hießen, und zwischen ihnen die Gletscher verloren ihre Schattenkälte. Die Sonne entzündete ihr Feuerwerk auf ihren Zinnen. Das blühte und flammte vor dem blauen Mantel des Himmels. Ganz bang wurde Anselma vor so viel Licht.

Eines Tages brach die Eisedecke des Totensees ein, und Tage später lag da ein Stück Blau zwischen den Felsen, als sei ein Felsen Himmel herabgefallen. Aber mehr: Verginken schlugen. Lärchen stiegen. Schon tönten Murreltierpisse aus den Geröllhalden. An den Sumpfstellen erschienen die blauen Gentianen und strahlten, und neben ihnen öffneten die weißen und farbigen Anemonen ihre samtenen Kelche. Welch ein Wunder das war! Nicht als Bild nur, sondern weil man auch hier meinte, es schlugen Herzen neu und tote Felsen, wie vordem das tote Haus, begannen neu zu atmen und zu sein.

Einmal zeigte Zumbach Anselma ein Rudel Gernsen, das hoch an einer Bergflanke in der Abendsonne äste. Dann hieß er sie auf die Paßstraße achten. Da sei jetzt vieles zu sehen. Da kamen Scharen welscher Arbeiter, schwer bepackt mit Habseligkeiten, von

Süden herauf. Kaufleute zu Fuß und zu Wagen, Säumer und Viehhändler mit ihren Herden trafen ein. Auch Vergnügungsreisende ließen sich schon sehen.

Das Amseli, sich selbst überlassen, hockte hinterm Haus im Gras oder auf einem Stein und hörte und sah das Getriebe. Wagenrollen, Supen von Kraftwagen, Viehbrüllen, Menschenstimmengewirr, aus den Wirtstuben Tellerklappern und Stühlerücken. Wie in einem Riesenbienenkorb ging es im Paßhaus manchmal zu. Dort waltete und hantierte Frau Rosa vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, nicht eigentlich ein Führer der Diensthofen, deren Zahl sich täglich noch mehrte, sondern mehr nur ein Beispiel einer fast unheimlichen Arbeitskraft, die Lässigen nicht mitreisend, sondern mit eigenen Händen vorrichtend, was jene versäumten. Auch die Pauline schaffte dort mit, an Leistungsfähigkeit der Mutter kaum nachstehend, aber mit ihrem galligen Wesen niemand zur Freude. Mit der hellen Regine freundete das Amseli sich an. Wenn sie mit ihren runden weißen Armen auf dem Rasenplatz hinter der Kapelle die Wascheile spannte und die Wäsche hängte, reichte das Kind ihr die Klammern, und sie lachten und scherzten und sangen zusammen. Auch den Remigi mochte Anselma leiden und schlüpfte hinüber, wenn an den Ställen sein roter Schopf auftauchte. Er sprach nicht viel, aber er kam ihr manchmal vor wie ein großer, treuer, gutmütiger zottiger Berghund, den man zupfen und necken konnte, ohne daß er biß. Über allem Getriebe, wie der Kopf überm Leib, stand Peter Zumbach, der Vater. Das Amseli in seiner kindischen Seele war manchmal fast scheu vor seiner Bedeutung. Nicht, daß er viel Lärm machte! Aber inmitten allen Andrangs von Gästen, Fuhrwerken, Tieren, inmitten von Geschrei, Gesang, Zank und Unrast stand er und tat mit einem ruhigen Wort, einem Lachen, einem strengen Blick, was nötig war, um allem Richtung, Ruhe oder Sinn zu geben. Er beschwichtigte ungeduldige Gäste, war zur Stelle, wo Streit entstand oder Mensch oder Tier krank war. Kam irgendein großer Herr, ein reicher Amerikaner, ein Fürst, ein Bischof — Peter Zumbach trat vor ihn, zog sein Kapplein vom großen Kopf und hieß ihn willkommen; aber sein krummer Rücken bog sich nicht mehr vor ihnen als vor dem armen Teufel, der sein Essen erbettelte, statt es zu bezahlen. Die Leute rühmten ihn oft, sein gleichmäßig freundliches Wesen, sein Wirtsgeschick und die Güte der Herberge. Aber auch von dem Amtsmann Zumbach sprachen sie, und daß er einen weiten Blick, einen großen Zug in seiner Amtsführung als Talrat habe, eigentlich in eine weniger unfruchtbare Zeit gehöre. Das Amseli hörte das mit an, verstand nicht alles, aber genug, daß es stolz auf den Zumbachvater war und dann wieder fast verwirrt, weil derselbe Vater oft mehr Zeit für es kleines, unbedeutendes Wesen als für alle andern zu haben schien.

Peter Zumbach, so belastet sein Tag mit Pflichten war, amtierte als Lehrer der Anselma. Sonderliche Zeit! Fast zum Lachen, wie der Schulmeister, der doch keiner war, und das Kind jetzt, am frühesten Morgen, in einer zufällig leer gebliebenen Schlafstube unterm Dach, jetzt, nach dem Trubel der Mittagsmahlzeit, auf der Seudele und jetzt, schon nahe vor dem Schlafengehen, im Winkel der Hinterstube über den Schulbüchern saßen. Rechnen, Schreiben, Lesen lehrte Zumbach das Amseli und machte ein strenges Gesicht, obschon ihre Anstelligkeit ihn oft in Staunen setzte und er versucht war, sie zu rühmen oder mit ihr zu tändeln und zu lachen. Sie aber blieb ebenso ernst, obwohl sie fühlte, der Zumbachvater würde nicht schmälen, wenn sie ihm, wie es sie gelüstete, an den Hals spränge.

Seltene Zeit!

Neben alledem indessen, dem Trubel des Verkehrs in Haus und Straße und dem stilleren Geschehen der Lehrstunden, hatte das Paßhaus Dinge und Leben, die Anselma verborgen blieben, die sie noch nicht ahnte oder nicht verstand. Fern und fremd blieben ihr die geschäftige Frau Rosa und die scharfe Pauline. Nach wie vor hatte jene nicht Zeit, diese den Willen nicht, sich um den Findling zu kümmern. Zuweilen über einer hastigen Mahlzeit fiel ein Wort von Crispin. Dann spitzte Anselma die Ohren. Sie vernahm, daß er einen immer erstaunlicheren Zulauf von Patienten habe, und ihr Herz wurde warm, wenn sie hörte, wieviel Gutes er tue und wie er über alle Vernunft sich für Kranke und Notleidende aufopferte, ohne dabei auf eigenen Vorteil zu achten. Wenn dann des Zumbachvaters Gesicht sich verfinsterte und er bemerkte, Crispin sei eben ein Phantast und

mit Leib und Seele der Partei der Roten verschrieben, so verstand sie das wieder nicht, aber es genügte ihr, die Verführer Crispins auch als ihre Feinde zu betrachten.

Remigius hatte seit dem Wiedereinzug der Zumbachs nicht mehr zu seiner Winterruhe zurückgefunden. Viele Dinge behelligten ihn. Er war eines Tages mit Zumbach an einem der hochgelegenen Alpställe gestanden, zu denen gegen den Sommer hin ein Teil des Viehs getrieben wurde, und sie hatten von dort nach dem Paßhaus hinuntergeblickt. Die Menschen und Fuhrwerke vor seiner Tür erschienen klein und emsig, wie Ameisen.

„Es scheint doch noch ein gutes Jahr werden zu wollen“, bemerkte Remigi.

„Ganz schlecht kann es hier oben nie sein“, antwortete Zumbach mit sinnendem Ernst. „Dazu ist die Straße zu sehr das Band zwischen zwei Ländern.“

Remigi warf einen Blick auf des andern Gesicht. Es schien grau. Und schon mehrmals hatte in letzter Zeit der Knecht diesen düsteren Ausdruck darin gesehen. Er mochte nicht weiterreden. Ihm war selbst schwer genug.

Zumbach aber sagte: „Manchmal ist einem, als werde das alles da unten eines Tages im See versinken.“

Remigi schüttelte den Kopf: „Das ist anders. Die Häuser bleiben, und wir müssen fort.“

Da fuhr Zumbach auf. „Müssen?“ fragte er.

Darauf wieder Remigi: „Gegen den Tod ist kein Kraut.“

Und Zumbach: „Auch das Leben kann einen vertreiben.“

„Euch doch nicht!“

„Warum gerade mich nicht?“ fuhr Zumbach zornig herum.

„Das Gernsbergerhaus ohne Euch! Wo denkt Ihr hin?“

Da machte Zumbach kleine Augen. „Keiner ist unersetzlich“, erwiderte er. „Und dann: In Mühringen sind viele, die warten.“

Remigi fielen Schuppen von den Augen. Die Wirtspacht lief nächstes Jahr ab! Also darum quälte sich Zumbach noch immer! Ausgerechnet Zumbach! So viel Narren würden doch wohl nicht in Mühringen sein, den von Haus und Verdienst zu bringen! Wie Steine polterten die Gedanken über den Knecht hin.

Auf dem Heimweg schwiegen beide. Zumbach schritt voran, Remigi hinterdrein; der wälzte die Gedankensteine, wie ein Wildbach seine Kiesel. Er fühlte, wie der, der vor ihm ging, mit etwas kämpfte. Man hörte, daß er, seit er im Kate saß, ein viel angefochtener Mann war. Man wußte, daß er am Paßhaus da unten wie mit Klammern hing. Natürlich! Wenn er nun wirklich nicht mehr sicher sein sollte auf seiner Scholle? Sapperlot! Das mochte einem schon Kopfzerbrechen machen!

Aber halt, da war noch ein anderes! Wie gröbere Steine kam es gerollt. Wenn der da vorn um dieses andere wußte? Das war wegen der zwei Frauenzimmer, die jetzt wieder da waren! Der Regine und der Pauline! Wenn er, Remigi, Regines blonden Kopf auftauchen sah, dann war es, als krallten sich Geiernägel um sein Herz. Rein krank war er nach ihr! Zuweilen schien ihm, sie lauschten beide nacheinander aus, sie wie er, warteten eines auf ein Wort vom andern. Aber keines sprach. Halb scheu, halb schmolend, lebten sie aneinander vorbei. Wegen — wegen der Pauline! Die war nicht stumm geblieben. Gleich am ersten Abend nach ihrem Wiedereinzug war sie zu ihm nach den Ställen gekommen und hatte ihn ins Dunkel gerufen. Geschenke hatte sie ihm mitgebracht, eine Pfeife, eine silberne Uhr, ein wahres Staatsstück. Wahrlich, so hübsche Dinge hatte er nie besessen! Das Gefallen war ihm nur so in die Glieder gefahren! Und gleich darauf ein lästiges Gefühl: Die will dich kaufen. Aber sonderbar: Die Pauline war gar nicht gewesen wie sonst, nicht raubauzig, ganz still, fast demütig, als hätte sie sagen mögen: Kannst dich meiner nicht ein wenig erbarmen? Und wohl oder übel hatte er sich erbarmt, hatte ihre Hand genommen und gestottert, sie verwöhne ihn ja!

Da hatte sie sich an ihn gedrängt und geflüstert: „Merkt denn noch immer nicht, daß ich das muß?“

Ihr Gesicht war dann plötzlich wieder dicht vor dem seinen gewesen und ihr Mund durstig zu seinem erhoben. Er wußte nicht mehr, ob sie den Kuß genommen oder er ihn gegeben. Aber eben dieser Kuß! Und was seither geschehen! Er hatte nicht mehr Ruhe! Überall traf er die Pauline! Sie besaß eine erstaunliche Gabe, ihn einzufangen, wie man eine Maus fängt.

(Fortsetzung folgt)

37000 Kilometer auf dem Fahrrad

2. Reisebericht aus Uruguay und Paraguay mit Aufnahmen des Verfassers

Unser Mitarbeiter Siegfried Schüke hatte sich nach seiner Radreise durch Spanien und Nordafrika, von der er in Heft 1 des Jahrgangs berichtete, nach Südamerika eingeschifft und erzählt uns hier von seinen Erlebnissen und Abenteuern. Die Schriftleitung.

Land in Sicht: Südamerika! Es stimmte tatsächlich: Unser Ozeanriesen, der „Antonio Velfino“, mußte heute in Montevideo eintreffen. Nach 21 Tagen Seereise hieß es nun wieder radfahren. Ich freute mich schon lebhaft darauf; denn viel zu lange mußte man auf einer solchen Überseereise ausruhen. Mit einer verstauchten Hand — als sportlichem Andenken an den Vorkampf gegen den Schiffsmeister der Matrosen — verließ ich, ein halber Invalide, nach der Paßkontrolle den Dampfer.

In den Hafenanlagen der Innenstadt wurde mir mehrmals das Wort „Loco!“ („verrückt!“) zugerufen. Den Grund dieser Anwürfe erfuhr ich dann bald: Die Sitte kennt dortzulande bei Erwachsenen nicht das Tragen kniefreier Hosen; man hielt dies sogar für unanständig. Oft lachte mir auch das schöne Geschlecht nach: „Holla — seht den großen Jungen mit den Kinderhosen!“ Wegen der Rückenplage in Montevideo legte ich mir deshalb ein paar feste Breeches zu, um fortan gegen menschliche Sticheleien und tierische Stiche gefeit zu sein.

Straßenhändler boten in Del gebackene Maistuchen feil, des Uruguayers Lieblingsgericht. Die Herbstsonne lachte noch warm über dem südamerikanischen Camp. Weite Landschaft unter blauem Himmel; endlose Grassteppen, auf denen, vom Wege abgezäunt, Tausende von Rindern und Schafen weideten.

Die ersten Tage meiner Fahrt im neuen Erdteil brachten mir schon Sigbeschwerden, auch Schmerzen im Magen und Rücken. Von der lehmigen Regenzeit her waren die Pferdehufe tief in den Weg eingegraben, und es kostete etlichen Kraftaufwand, um mit dem Rad darüber hinwegzukommen. Auch störten mich die Camprinder; denn ihrer einige waren durch den Zaun gebrochen, um das frische Gras zu fressen, und rasten nun, über mein Erscheinen erschrocken, wie toll vor mir her. Eine Zeitlang ertrug ich den Staub und das Fußgedröhn der dahin-

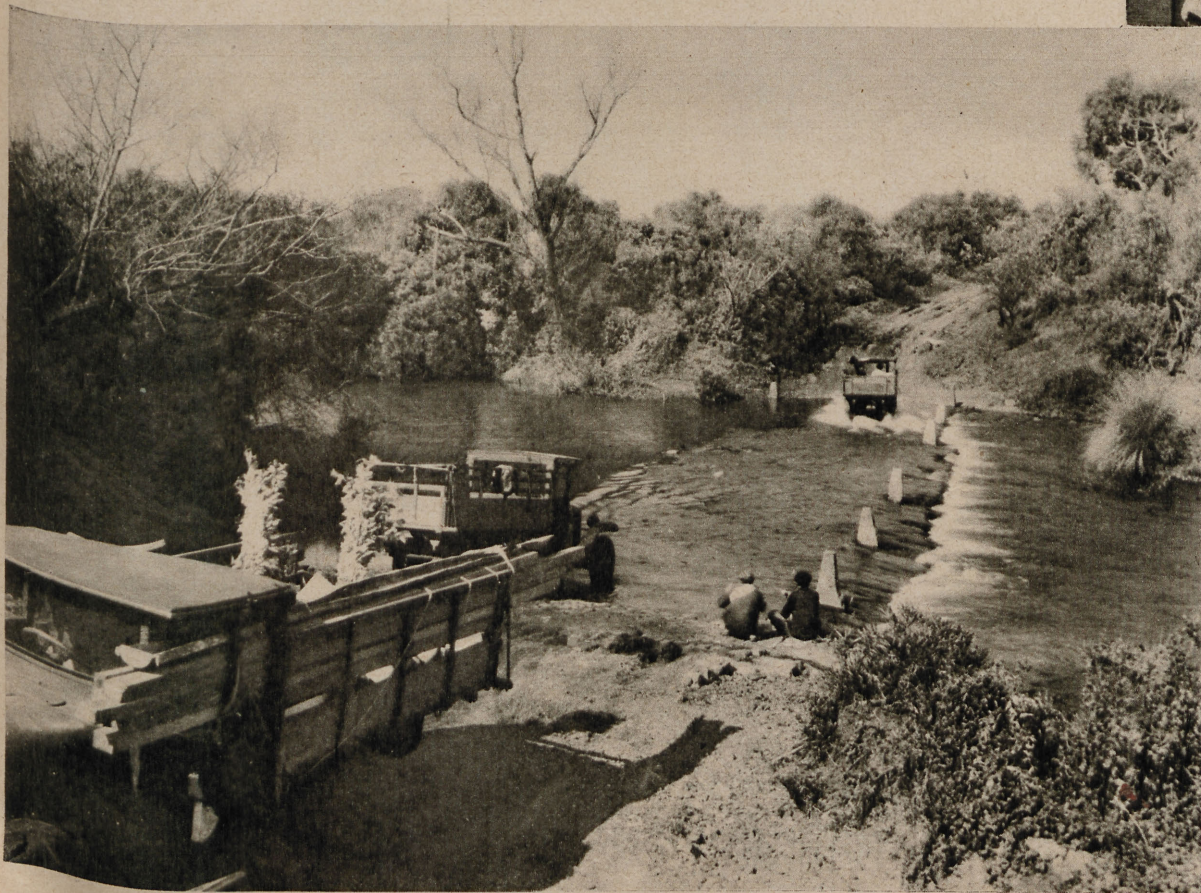
jagenden Bierbeinerhorde; kaum aber trat ich energischer in die Pedale, blieb ein Ochse nach dem anderen hinter mir zurück oder rastete blind in den Drahtzaun. Ein einziger nur wollte, in sturem Eigensinn, sich nicht überholen lassen. Und — o Schreck! — plötzlich warf sich das Ungetüm herum und ging mit gesenkten Hörnern auf mich los. Doch gelang es mir, ihm durch einen raschen Bogen auszuweichen. — Was für ein seltener Mensch!

staunten die Gauchos in Uruguay. „Er ißt kein Fleisch, trinkt keinen Maté und ist dabei groß und stark!“ Auf einer Estancia war ich während der Nacht am Lagerfeuer gastfreundlich aufgenommen worden. Während ich aus gesundheitlichen Gründen den Spießbraten ablehnte, hieben die anderen mit um so größerem Behagen in die fetttriefenden heißen Fleischstücke ein. Danach wanderte der Matétopf mit dem Sauglöffel im Kreise herum.

Die ganze Nacht tobte ein prasselndes Unwetter, und als ich am Morgen weiterfahren wollte, warteten meiner ungeahnte Strapazen. Nicht mal mehr schieben ließ sich das Fahrrad in der aufgeweichten, schmierigen Erde. Oft bis an die Knie im Morast wattend, das Rad auf dem Buckel und noch zwanzig Kilo Gepäck



Marktweib aus Asunción mit der unvermeidlichen Zigarre im Mund



Die Flußübergänge in Uruguay sind nicht immer so, wie sie sein sollten

dazu, quälte ich mich mühselig dahin. Kam ich an einen Fluß, so blieb mir nichts weiter übrig, als mich auszuheben und, das Rad hoch überm Kopf, bis an die Brust ins kalte Wasser zu steigen. Denn Brücken sind in Uruguay eine Seltenheit.

Trapp, trapp, trapp! tappt noch heute die Pferdebahn durch die unregelmäßigen Kopfplasterstraßen der Stadt Salto am Uruguaystrom. Sieben Kilometer vor diesem Ort bekam ich glücklicherweise Arbeit bei einem Plantagenbesitzer und brauchte mich also während der winterlichen Regenzeit nicht mit dem Fahrrad abzulagen. Doch die Freude blieb nicht ungetrübt: In meiner Schlafstube wimmelte alles von Ratten. Möchte ich meinen Proviantstapel noch so hoch an der Decke befestigen — sie fraßen ihn trotzdem leer. Auch mit Arsenik getränkte Butterbrote verdaute ihr widerstandsfähiger Magen ohne Beschwerden. Zwei Monate hielt ich auf dieser Rattenfarm aus, um dann aufs neue mein Stahlroß zu satteln, nachdem ich, mit einigen Schwierigkeiten, die Papiere zur Einreise nach Argentinien erhalten hatte. Nach dem naßkalten Winter gab es nun auch wieder Sonne.

Ich kam an zahlreichen Straußenfarmen vorbei, die hier ein einträgliches Geschäft bilden, und bestaunte die Corrientiner Männertypen mit ihrer bandagenartigen Bauchumwicklung, über der sie einen patronengespißten Ledergürtel trugen, der oft von sechs bis acht Schnallen gehalten wurde. Auch ich zog mit einem schweren 38-Revolver durchs Land. Dieses Eisenstück belästigte mich beim Radfahren zwar ungemein, doch hatten mich wohlmeinende deutsche Landsleute nachdrücklich vor plünderndem Banditengefindel gewarnt, das die Gegend dort unsicher mache. Außerdem sollte mich der Revolver später bei der Durchquerung der brasilianischen Urwälder gegen Raubgetier schützen.

Zunächst aber mußte ich über den Parana-Strom, der an dieser Stelle 3500 Meter breit sein sollte. Dies dünkte mich einigermaßen unglaublich, denn die Häuser der Stadt Encarnación in Paraguay waren vom argentinischen Ufer aus noch deutlich zu erkennen. Aber: „Sie können's uns schon glauben, junger Mann: Eine halbe Stunde fährt das Motorboot von hier zur anderen Seite!“ beteuerten ein paar braune Weiber, die in elegantem Bogen ins Wasser spuckten und, nach Männerart, dicke Zigarren pafften.

Das Städtchen Encarnación, auch von deutschen Kolonisten besiedelt, wurde vor Jahren durch einen Zyklon zerstört, der viele Menschenopfer kostete und riesigen Sachschaden verursachte. Die rote



Apfelsinen- und
Mandarinerernte
in Corrientes
(Argentinien)



Ein luftiger Weg
führt übers Was-
ser, da heißt es,
Balance halten



paraguayische Erde gilt als überaus fruchtbar. Allenthalben pflanzen die Kolonisten das „Grüne Gold“, die Yerba Maté; auch alle anderen tropischen Früchte gedeihen in diesem gesegneten Lande. Aber mir armem Radfahrer blühte das gleiche Schicksal wie in Uruguay: Die rote Erde, noch von der Regenzeit klebrig, setzte sich auf den Fahrraddecken und in der Borderradgabel fest, so daß ich nur mühsam weiterkam. Als Weg benutzte ich von jetzt ab die Eisenbahnstrecke, wobei ich, wenn Flüsse kamen, wenigstens den Vorteil hatte, mein Rad über die Brücke fahren zu können. Doch Hinter- und Vorderradspeichenbrüche blieben an der Tagesordnung. So glaubte ich denn, in

Alte Marktweiber in „Villa-Rica“ verkaufen
Mandioka, eine Wurzel, die Mehl enthält,
sowie Zuckerrohr und Knollenfrüchte

Billa-Rica einen vorteilhaften Tausch gemacht zu haben, als ich dort von einem Pferdehändler für mein Fahrrad ein Maultier, das er mir für die Urwaldreise durch Paraguay und Brasilien als vortrefflich anpries, eingetauscht bekam. Ich hätte ein Pferd, das sich besser zügeln ließ als das bockige, launische Maultier, vorgezogen, doch der Händler empfahl das Maultier, da es als Lastträger die Strapazen geduldiger aushielte, auch im Futter genügsamer sei. Der Radweltreisende ritt also stolz auf seinem Maultier zur Stadt hinaus — froh, daß ihm nun Bäche und Moraststellen nichts mehr würden anhaben können. Aber was war das? Mit einem Ruck blieb das Maultier stehen und machte Miene, nach der Stadt zu umzudrehen. Ich zog die Zügel an — da segte die Mula mit mir in den Drahtzaun hinein, und mein guter Rucksack war aufgerissen. Endlich, mit leiser Sporenhilfe, kamen wir wieder ein Stückchen voran. Doch da erreichten wir den ersten Bach, über den zwei Balken hinübergelegt waren. Mein eigensinniges Reittier aber wollte weder über diese Behelfsbrücke noch auch durchs Wasser. Jedesmal, wenn ich ihm die Sporen gab, warf es sich hoch, und ich flog hinunter. Was tun? Als der klügere gab ich nach und ließ meine Mula nach Billa-Rica zurücktraben. Gern nahm ich den Spott des Händlers in Kauf, der meine klägliche Reittunft bemängelte, dann aber doch, wenn auch widerwillig, mein liebgewonnenes Fahrrad wieder heraussückte.

Wie glücklich war ich, als ich aufs neue mein Stahlroß wieder unter den Beinen hatte! Lief es doch überall hin, wohin ich es lenkte. Nordwärts ging nun die Fahrt zwischen den Schienen der Zentralbahn von Paraguay. Die Sonne brannte jetzt Tag um Tag sengender, und mich plagte der Durst. Das Wasser in den Flüssen erwies sich als lehmig und ungenießbar. So entschädigte ich mich denn, indem ich, wenn ich des Abends eine Ortschaft erreichte, den Saft von etwa vierzig Apfelsinen schlürfte, was stets einen köstlichen Genuß für meinen ausgedörrten Radfahrergaumen bedeutete. Geld brauchte man hierzulande für diese edlen

Früchte meist überhaupt nicht zu bezahlen; sie lagen unter den Bäumen, und sogar die Schweine mästeten sich mit ihnen. Auch sonst empfand ich den Paraguayer als sehr gastfreundlich. Überall bot man mir reichlich Mandioca, eine nahrhafte, Mehl enthaltende Wurzel, aus der man sogar Brot und Brezeln zu backen verstand.



Wilder Bananenwald bei San Bernadino

„Boliviano! Boliviano!“ brüllten mir oft die vom Chaconflikt Aufgeregten nach, doch ich grüßte die Leute freundlich und stellte mich als Deutscher vor, worauf man mich stets sehr liebenswürdig empfing. Rühmend wert übrigens der Nationalstolz dieser Paraguayer: Selbst die ärmlichsten Ranchobewohner sammelten für die Rasse gegen den bolivianischen Chaconefall.

Das Bild zeigt den Verfasser mit seinem Fahrrad beim Durchqueren eines Flusses, was sich oft 6 bis 8 mal am Tag wiederholte; dabei erwiesen sich die Gauchos als außerordentlich hilfsbereit





Pferdestraßenbahn in Salto (Uruguay)

In San Bernadino, einem an einem Wege liegenden Badeort, wo viele deutsche Kolonisten wohnten, wurde ich von meinen Landsleuten im besten Hotel gastlich aufgenommen. Ich wollte mir hier etwas Ruhe gönnen und meinen vierundzwanzigsten Geburtstag feiern. Wäre nur die Moskitoplage nicht gewesen!

Einmal stand ich auf dem großen Stein am See, um nach erquickendem Bad ein wenig Gymnastik zu treiben. Da kam ein kleines Männlein mit überlangem Haar, im Gesicht ein paar kluge Augen, des Weges daher und grüßte mich freundlich auf deutsch: „Na, junger Mann, Sie sind doch bestimmt kein Paraguayer, da Sie so exakt Ihre Turnübungen machen!“ Es stellte sich heraus, daß es ein Schweizer Astrologe war. Als er erfuhr, daß gerade mein Geburtstag sei, stellte er mir unentgeltlich ein Horoskop. Er riet mir, das Land sofort zu verlassen, da es mir hier nicht gut ergehen würde. Er sagte, ich sei ein Jungfraumensch. In meinem Aspekt läge nur das Vorwärtkommen in Brasilien und der Südchweiz günstig. Weiter behauptete er, daß Paraguay im Zeichen des Krebses liege; die Nation habe daher keine erfreuliche Zukunft mehr. Mit dem kommenden Sommer aber wäre mir das Bewältigen der Urwaldstrecken kaum mehr möglich.

So setzte ich denn kurz darauf meine Weiterreise beschleunigt fort, um noch die Hauptstadt Asunción zu besuchen. Dann aber wollte ich endlich Brasilien kennenlernen!

Auskunft über den Dichter Hans Carossa

Von Dr. Helmut Rosenthal

So viel bleibt gewiß: nur die wenigsten, in dieser Zeit des unsichersten Wertgefühls um Auskunft über die Wirkung Hans Carossas befragt, könnten mehr als ein paar einzelne Stichworte liefern.

Denn selbst die Freunde seines Werks könnten nur sagen, daß sie ihm die schöne Begegnung mit jenen beiden schmalen stillen Bänden danken, die ihr Schöpfer in gelassener Bescheidung „Eine Kindheit“ und „Verwandlungen einer Jugend“ nannte. Mit jenen reifen und gedämpften Zeugnissen einer fruchtbaren Gesinnung also, die zwei Lebensjahrzehnte, im großräumigen Bezirk der bayerischen Landschaft verbracht, so tief und eindringlich spiegelte, daß der Bericht zum tröstlichen und beglückenden Gleichnis jeder Entfaltung wuchs.

Desgleichen würden sie dann vielleicht zögernd von den in ihrer Ruhe und Gehaltenheit erregenden Büchern sprechen, die dieser verlässlichste Zeuge seiner eigenen menschlichen Entwicklung zum Anlaß jener Bekenntnisse nahm, die sein „Rumänisches Tagebuch“, dann „Die Schicksale Doktor Bürgers“ und zuletzt seine leise und zarte Erzählung vom „Arzt Gion“ zu den festen dichten Sinnbildern einer Weltanschauung machten, die von der Nähe des Todes verschattet und dennoch von dem Glanz fern schimmernder Gestirne bestrahlt wurde. Aber schon mitten im Wort würden sie plötzlich einhalten.



folgte und noch im unscheinbarsten Saß die strömende Fülle des Herzens erschöpfte.

Kurzum: man wüßte, sofern man nicht dieses wüßte, nichts.

Weil der eigentliche Reiz, der jede Zeile Carossas (der heute in der Nachbarschaft der wunderbaren Stadt Passau haust) sättigt, mit gutem Grunde streng in eben diesem Unwägbareren beschlossen ist.

Freilich: nur eine schmale Gruppe von Lesenden kann, in der Zeit einer so beispiellosen Zerrüttung ursprünglichen Empfindens, gerade diesen feinsten und edelsten Zauber auf sich wirken lassen.

Und nur sie wäre imstande, ihm heute wie je zu vertrauen.

Denn nur sie allein würde sich dem Unterklängigen nicht entziehen, das die Einsicht des Arztes Gion begleitet, der selbst im Verfall der zeitgenössischen Läufe die verborgenen Ansätze zu heimlicher Erneuerung spürt. Nur sie würde den mitschwingenden Nebenton in der Überzeugung des Doktors Bürgers hören, der schließlich erfährt, daß unerbittliche Verweigerung eine große Heilkraft gebe. Und nur sie würde vor allem die geheimnisvoll dunklen und die geheimnisvoll hellen Rhythmen im Vers des Gedichtes vernehmen.

Nicht umsonst nämlich birgt sich gerade in den kristallisch gebändigten Strophen jenes schönsten Bandes, der die „Gedichte“ Hans Carossas umschließt, die gesammelte Wucht eines planvoll gebildeten, planvoll gerichteten und planvoll erfüllten Lebens.

Suchte man nach einem Wort, das das Geheimnis dieser Strophen und Sätze behutsam erhellt, gäbe es vielleicht keines, das die Freunde dieses einsamsten Süddeutschen anerkennen könnten. Aber eine uralte afrikanische Sage würde es andeuten, wenn sie von jenem Holzschnitzer berichtet, der einen vollkommenen Glockenständer verfertigen wollte und sich so an sein Tun verschwendete, daß er nach drei Tagen nicht mehr an Lohn und Erwerb dachte, nach fünf nicht mehr an Tadel und Lob, nach sieben nicht mehr an Glieder und Leib. Bis dann auf einmal das überaus vollendete Kunstwerk seiner Absicht, erstaunlich in der Sparsamkeit eines großen Reichtums, in der Welt war und das stille Geheimnis seines Schöpfers rühmte. . .

Nun: Sein Geheimnis war auch das Hans Carossas.

Es hat die Begründung seiner dichterischen Leistung bis in die Mitte seines fünften Lebensjahrzehntes bestimmt. Daß es sie weiter bestimmen wird, ist die freudige Gewißheit seiner Freunde.

Nicht umsonst nämlich verflüchtigt sich alles das, was zur Kennzeichnung schriftstellerischer Leistungen dient, ins Unbeträchtliche, wenn es das Wesen Hans Carossas bezeichnen sollte. —

Weil man es so nie entzifferte, sondern nur mißverstande.

Denn obgleich man rasch gewahren würde, daß die Erlebnisse des Knaben und Halbwüchsligen gleichwie die Aufzeichnungen des männlichen Arztes durch nichts von den Ereignissen der Handlung abgelöst wären, in die sie eingegründet wurden — man ahnte deshalb noch gar nichts von ihrem größeren Gesetz. Von dem Gesetz also, das sie aus dem Umkreis der schlichtweg mitteilenswerten Vorkommnisse hob und sie mit der unmittelbaren Kraft eines bildnerischen Ausdrucks adelte, der dem Gegenständlichen dauerndere Gültigkeit verlieh. . .

Und man ahnte noch weniger von der gezüchteten Form einer Sprache, die — gleichviel, ob sie von den stumpfblauen Häusern der rumänischen Dörfer oder von den klaren Umriffen der mächtigen bayerischen Burg Trausnitz erzählt — mit jeder Silbe die Farben, Stimmungen und Hintergründe eines Landschafts beschwor, die vielfältigen und verschlungenen Verbindungen menschlicher Schicksale kannte, dem sternhaften Wandel alles Lebendigen

Pfropfchen

Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostosky

4. Fortsetzung

Nebenan war unterdessen die Empörung groß über das Verhalten der Rätin, über ihren albernen Hochmut und die dummen Notlügen. Der Rechnungsrat dachte gar nicht daran, nachts zu arbeiten, wie Schade, der Oberpostsekretär, es oft genug leider mußte. Vielleicht aber hatte es einen häuslichen Zwist gegeben bei Hannemanns, in dessen Verlauf verschiedenes gegen die Wand geflogen war? So hing wohl das mit der „Nervosität“ und dem Lärm zusammen! Wie anders war da Frau Schades „harmonische Ehe“, ihr „herzensguter Mann“! Der würde sich nie so vergessen, während drüben bei den scheinheiligen Leuten gewiß die Hölle los war. Das kam davon, wenn man keine Kinder wollte: Dann wurde man einander überdrüssig und entzweite sich noch im Alter. Traurig!

Frau Schade durchschaute alles bis auf den Grund: Hannemann war von statlichem Außern. Gewiß kam er jetzt in die Jahre, da sich das Alter einbildet, die jungen Mädchen schwärmen für die Angejahrten? Und die Frau ließ ihm keine Ruhe vor Eifersucht? So war es: Sonnenklar lag es zutage! Daß man es noch nicht früher bemerkt hatte! Frau Schade wollte schon ihr Ohr an der Wand haben, und jedes Geräusch sollte mit Zeitangabe genauestens vermerkt werden, wie ihr guter Mann es bei der Telegrammannahme tat. Man konnte nicht wissen, wie wichtig das werden mochte. Am Ende wurde man gar einmal als Zeugin geladen . . .

Noch fehlten zu Phichens Bett Kopf- und Fußwand. Die galt es, trotz der Belagerung, die verhängt war, in die Festung einzuschmuggeln. Frau Hannemann hatte dafür die Abendbrotstunde in Aussicht genommen. Dann war es schon schummrig, denn es ging auf den Herbst, aber die Treppenbeleuchtung brannte noch nicht. Auch mußte Hannemann zurück sein, damit er auf das Kind achten könne.

Diese neue Pflicht, immer Aufsicht zu üben, entlockte Frau Hermine manch leichten Seufzer. Die Beschaulichkeit und Stille ihres Nachmittags am Nähtisch oder über einem Buch, die Freizügigkeit einer Kaffeereise zu Bekannten war nun dahin. Das war ein Glück — gewiß. Stunden des Grübelns, der Schwermut, der Selbstqualereien und des Zweifels drohten nicht mehr bei solch lebhafter Gesellschaft. Da war immer zu wehren und zuzusehen, daß nichts heruntergelegt würde vom mühsam aufgebauten Zierat. Des Forschens und Entdeckens war in einem Kinderblick kein Ende.

Phichen hatte sich mit dem kleinen Bären behutsam angefreundet. Daß er ein abgeschabtes Röckchen trug und da und dort eine Motte sein Fell gefressen hatte, erweckte ihr Vertrauen. Zwei liebe Knopfaugen hatte das drollige Tier, nicht mehr ganz blank, dafür von solch wehmütig-kurzschäftiger Stumpfsheit, daß es dreinschaute, als sähe es Phichen — und immer nur Phichen — ins Gesicht; weiter konnte es gar nicht gucken.

Zweierlei Laute gab Peß von sich. Kniff man ihn freundlich in den Rücken, so brumnte er hellauf, was nur ein Kind noch „Brummen“ nennen konnte. Bei härterem Zugriff aber quietschte er angstvoll und kriegte das Wackeln in den Kopf, daß es zum Erbarmen war. Dann wollten seine Ohren geküßt und seine kahle Nase gestreichelt sein, und er legte sich, nicht ohne einen vermeintlichen Schnaufer des Behagens, auf die Seite oder in Phichens Arm.

Der Anblick von Spielzeug und Kind hatte Hermine Behmut von neuem erweckt. Aber sie fühlte sich angeleuchtet von einer zarten Freude und Zuversicht: Phichen schloß Freundschaft mit dem Nachlaß ihres Kindes, dieser rührend bescheidenen Hinterlassenschaft, in der alles lag, was sein kleines Herz an Dingen auf der Welt gehabt und geliebt hatte. Solch Ding für sie, die Mutter, war auch das kleine Plüschtier — nur ein Ding, wenn auch durch dreißig Jahre der Trauer heraufgewachsen zum Herzen, aber doch nur ein Gegenstand, daran sich Vorstellung und Bildnis klammerten im inneren Anschau. Jetzt aber — da hatte es Leben bekommen, junge Regung, ein Lächeln geradezu, ein zaghaft wartendes, einen kleinen, fast vor sich selbst erschreckten Übermut im Purzeln und Fallen. Wer vermochte das? Wer ließ es auferstehen zu neuem Spiel, zu Zärtlichkeit und Tändelei als eben wiederum ein Kind?

Lange sah sie zu, was sich da zu ihren Füßen begab: Geschehnisse, von denen keiner erzählen konnte, so winzig folgten sie einander mit jedem Strecken und Recken der Glieder, und doch so ernsthaft und wichtig gaben sie sich in ihrer drolligen Folge. Ebenso war wohl das Leben, wenn der Herrgott hineinschaute aus seinen Sternen. Dieses Wichtige war eines Lächelns wert, und brachte man's zuwege, dieses Lächeln überm Tag, so mochte man am Ende Gottes Kind heißen . . .

Über solchem Sinnen und Spinnen war der Abend gekommen. Alles wurde heimlich im Zimmer. Die Schatten wuchsen, und das Kind saß darin wie in einem dunklen Schoß, in dem es sich daheim fühlte. Der Bär klopfte auf den Boden und machte seine letzten Sprünge; dann lag er vergessen unterm Sofa.

Botan war gekommen, schwerfüßig wandelnd, und seine harten Krallen zeigten an, wann er über die Schwelle hereintrat. Er hatte den Nachmittag verschlafen. Nun fröstelte er vor Hunger, dehnte sich mit weit ausgestreckten Vorder- und Hinterpranken und gähnte langgezogen, daß es, ehe er den Fang mit schmaakenden Lezzen wieder schloß, beinahe klang, als ginge eine rostige Türangel.

Hermine und Phichen saßen still und warteten, was er wohl tun werde. Der Gute suchte Gesellschaft. Es war nicht schön, so im Halbdunkeln aufzuwachen, sich allein zu finden und oben-drein Hunger zu spüren. Er schnüffelte ins Zimmer; man konnte ihm anhören, wie er die Nase weit vorstreckte und windete, schließlich sie niedertat auf den Boden, um da eine Spur aufzunehmen. Und dann setzte er sich wieder in Marsch; es knackte in den Gelenken, so verschlafen war er noch. Er trat zu Phichen, roch ihr am Haar, lange und mit Andacht, und legte den Kopf über ihre Schulter, um sie mit der Zungenspitze am Ohrfläppchen zu kitzeln.

„J—i!“ machte Phichen vor Vergnügen. Da war wieder Leben im stillen Zimmer. „Eia — solch guter Hund!“ sprach sie ihm zu. Pfote mußte er geben, links und rechts, dann rechts und links; und wenn er es mit den Hinterläufen auch hätte tun können, wäre es ihm nicht erlassen worden. Er mochte eigentlich gar nicht, fühlte sich im Herzen seiner Hundeburst geärgert über so viel Prüfung alles dessen, was solch würdiger Herr wie er beinahe schon wieder vergessen hatte. Seinem Schnaufen war das Mißvergnügen anzuhören: Er wollte Futter haben und hatte Sehnsucht nach der tiefen, freundlichen Stimme seines Herrn. Der erließ ihm längst solchen Schmach. Aber mit einem Kinde war es nicht leicht. Dabei hatte er selber es erst aufgespürt, das hilflos Verheulte und Frierende in seinem Mauerwinkel, und sollte nun gar wieder aufstehen von seinem Platz? Phichen schob ihn ungebührlich am Hinterteil. Er hatte keine Lust — nein, und mußte doch: Phichen trat ihm auf die Zehen, sacht, aber mit einem Nachdruck, dem anzufühlen war, daß ihm Festigeres nachfolgen würde. Da schien es klüger, sich zu erheben, wenn er auch nicht einsah, warum.

O weh, das wurde ihm klar, als er stand: Phichen wollte auf ihm reiten. Halb hatte sie schon das Bein über seinen Rücken



hinüber und rief: „Hü — hü!“ Aber sie war doch nicht groß genug, um allein hinaufzukommen.

Er entzog sich ihr mit gemächlichem Trott und suchte Schutz bei der Herrin. Auch das mißlang ihm wider Erwarten: Frau Hermine hatte nichts weiter im Sinn, als dem Kind zu gewähren, was es nur immer sich wünschte. Also hob sie Phichen, die ihr Reittier am Schweif hielt, hinauf. Dankbar schlug sie in die Luft vor Freude und krallte sich dann mit aller Kraft in Botans zottiges Fell, damit sie nicht falle.

Draußen schloß die Tür: Das war Hannemann. Er konnte gar nicht schnell genug die Tür hinter sich zuwerfen.

Da kam ein jauchzender Jubellaut im entgegen. „Ich tu' reiten — ich tu' reiten!“

Aber Botan hörte den Schritt des Herrn. Leben kam in den Bequemen: Er setzte sich in Trab, dachte nicht mehr an Phichen und verlor sich beim Durchschreiten der Tür, zu ihrem lauten Jammer.

„Uh — uhuh — uhuh!“ Phichen war gepurzelt, hatte sich gestoßen, und schlimmer als alles war die Kränkung, daß sie vorm Ziel abgeworfen worden war.

Das gab ein großes Geheul. Entsetzt darüber, daß jeder es hören könne auf der Treppe, riß Frau Hermine ihren Schützling ins Zimmer und schloß die Tür.

Phichen wurde dadurch nur noch aufgebracht. Es strampelte und war trotzig gegen den wohlmeinenden Zugriff. Außer sich geriet es darüber, daß Hannemann und Botan noch allein auf dem Flur blieben, bis der Mantel ausgezogen war. Ach, daß sie nicht dabeisein durfte! Das war zum Herzzerberbrechen traurig, und sie geriet sehr in Zorn gegen die Tante, die ihr das Weitere verkümmert hatte.

Als Hannemann hereintrat, gefolgt von dem Hunde, klärte sich Phichens Gesicht zusehends auf. Es sprang der Tante vom Schoß und sah selig zu Hannemann hinauf. Der beugte sich nieder, lang und groß, wie er war, und — huppdwupp! — saß ihm Phichen auf dem Arm und lächelte ihn an.

„Nat mal, was ich dir mitgebracht habel!“

Das Kind zappelte heftig mit Händen und Füßen, daß er seine Not hatte, es festzuhalten. Als es wieder auf dem Boden stand, fing das Suchen an, bis es in der Ecke an der Tür ein Päckchen fand, das es sogleich zu zausen begann. Aber das große Messer mußte erst kommen und die Schnur zerbeißen. Da kam es hervor: ein schneeweißes Bähschaf mit Wollbüschchen ringsherum am ganzen Leib, einem einsäckigen Schwanz — dick, wie eine Wurst. Sogar auf den Ohren hatte es Wolle sitzen, damit es nicht friere. Auf einem Brett mit Rädern stand es, ungemein steif und wichtig. Man brauchte es nur an die Schnur zu nehmen, und es folgte willig überallhin einem nach.

Phichen war einstweilen ganz mit seinem Lamm beschäftigt. Frau Hermine gab dem strahlenden Pflgeväter zu verstehen, daß sie nunmehr gedächte, die fehlenden Betteile noch herunterzuschmuggeln. Es sei gerade jetzt recht in der Dämmerung. Er möge nur mit dem Kinde spielen; sie werde sich am besten allein auf den Kriegspfad begeben.

Hannemann wollte es zwar zuerst der Frau nicht „zumuten“ — wie er sich ausdrückte —, daß sie sich mit dem Zeug allein schleppe. Er konnte es ja ebenfogut vollbringen. Aber im Herzen war er froh, daß Hermine solchen Feuereifer für ihre Sache hatte. Ihm lag es schon den ganzen Nachmittag auf der Seele, wie es wohl würde mit dem Bettchen für das Kleine, und nichts war ihm peinlicher als der Gedanke, man könne ihn auf der Treppe womöglich um den Zweck seiner Mühsal befragen. Daß es ein Kinderbett sei, mußte jeder wohl erkennen, meinte er. Und wie sollte er erklären, welche Bewandnis es damit habe? Und so war er erleichtert darüber, daß nun Hermine die schwere Fahrt auf sich nahm.

Hermine aber dachte in ihrem eifrigen Herzen: So sind sie nun, die Männer: bequem und feige, rechte Helden im Alltag! Sie schlich an die Flurtür und hatte sich weiche Schuhe angezogen, damit keiner sie höre. Wie gut, daß sie die quietschende Angel neulich geölt hatte! Lautlos tat sie den Spalt für ihr lauschendes Ohr auf. Alles war still im Treppenhaus. Sie schlüpfte hinaus und huschte die Treppe hinan — so flink, wie sie es seit Jahrzehnten nicht vollbracht hatte.

Gleichwohl konnte sie dem Späherblick der lieben Nachbarin nicht entgehen... Frau Schade hatte den ganzen Nachmittag schon Unrat gewittert. Wohl zwanzigmal hatte sie durchs Guckloch ge-

schaut oder das Ohr an die Wand gelegt. Ihr war in allen Fingerspitzen, als müsse irgend etwas sich ereignen. Was das nun sein sollte, darüber gab sie sich nicht Rechenschaft. Aber, daß etwas in der Luft lag, was ihre leidenschaftliche Wißbegier aufs äußerste spannte — etwa wie den Jagdhund ein fast unmerklicher Wind von Wild —, daran konnte nur zweifeln, wer sie nicht beobachtete.

Frau Schade verließ ihren Posten nicht wieder, bis sie ergründet hatte, warum die Nachbarin nach dem Boden gegangen sei. Daß die dies vorhatte, entnahm sie den weichen Schuhen. Die Rätin hatte wenig Freundschaft im Haus, und so, wie sie hinaufstieg, ging sie zu keinem; dazu war sie viel zu eingebildet. Am liebsten wäre Frau Schade gleichfalls nach dem Boden gegangen. Es zuckte ihr im Arm, nach dem Schlüsselbrett zu greifen. Aber dann mußte sie gar, als die Jüngere, zuerst grüßen, und das sah aus, als wolle sie sich wieder anbiedern. Daran dachte sie ganz und gar nicht — nach allem, was vorgefallen.

Als sie noch schwankte, was sie tun solle, hörte sie bereits von oben wieder Schritte herunterkommen. Und sieh da: Frau Hannemann plackte sich mit dem Kopfteil eines Bettes. Ganz rot schien sie vor Anstrengung oder auch Aufregung. Angstlich sah sie nach der Nachbartür und bemühte sich sehr, außer Blick zu kommen. Polternd fuhr sie nebenan in die Wohnung...

Was bedeutete das? Frau Schades Vermögen, sich die Dinge zusammenzureimen, hatte eine Aufgabe bekommen, die sie in fieberhafte Erregung stürzte. Und als die Nachbarin trotz der großen Anstrengung sogleich noch einmal dieselbe Last vom Boden herunterbrachte, hatte sie's: Der schönste Ehekrieg war nebenan im Gange! Frau Hannemann holte ihr Jungmädchenbett, um aus dem gemeinsamen Schlafzimmer auszuziehen: Trennung von Tisch und Bett! Das also war es? Und geradezu einen Triumph bedeutete es für Frau Schades findigen Kopf, daß sie schon am Nachmittag das Richtige geahnt hatte. Solch ein Lärm gegen die Wand mußte seine tiefere Bewandnis haben. Nun lag es klar zutage: Die alberne Rätin glaubte, ihren Mann zu strafen, wenn sie aus dem Schlafzimmer zog. Wie einfältig doch! Sie war ihm sicher längst lästig, die alte Frau, die gar nicht mehr in Betracht kam für den stattlichen Mann.

Daß es in Wirklichkeit ein Kinderbett war, dessen Teile da vom Boden kamen, fiel Frau Schade nicht ein. Es wollte ihr eben nicht einfallen, weil das andere ja viel wahrscheinlicher sein mußte. Warum auch, in aller Welt, diese Hast und Aufgeregtheit, wenn es nicht etwas zu verbergen galt? Gewiß schämte die sich, bis aufs Hemd? Befriedigt verließ Frau Schade ihren Posten...

Drüben aber fügten Mann und Frau einträchtig das alte, verstaubte Bettchen zusammen und hatten glänzende Augen dabei.

„Wie gut, daß wir's aufgehoben haben!“ sagte Hermine. Mit dem Staublappen fuhr sie darüber hin und freute sich ihres Geschäftes. „Hübsch rosa gespannen werde ich's, und ein Himmel kommt darüber mit Spitzen!“ Hell war ihre Stimme.

Und er klopfte ihr auf die eilige Hand und meinte: „Aber vorher werd' ich's erst mal hübsch anstreichen! Nicht wahr?“ Das kam so gerührt aus ihm hervor, als sei es etwas ganz Eigenes damit.

Zu ihren Füßen saß Phichen und streichelte ihr Lämmchen. Noch ahnte sie nicht, was das bedeutete...

„Doh —!“ machte Phichen langgezogen, als sie beim Schlafengehen ihr Bett verwundert betrachtete. Hübsch mit frischen Kissen und Laken war es bezogen, und all das Zeug schien herbeigezaubert aus verschollenen Reichen. „Solch hübsches Bettchen hab' ich mir schon lange gewünscht!“

Die Alten sahen sich erstaunt an: Phichen wünschte sich ein Bett, als sei es ein Erwachsener?

Phichen erzählte wieder ganz von selbst, daß es mit größeren Geschwistern zusammen schlafen müsse; die drängelten und schoben es immer, und oft wachte es, halb erdrückt von seinem Mitgeschläfer, auf. Das war nicht schön. Vater und Mutter wollten ihm schon so lange ein Bettchen kaufen. Aber das Geld, das liebe Geld, fehlte, und so war es geblieben bis zu Phichens Ausmarsch am Sonntag.

Nun aber reckte und streckte es sich in den Kissen, blies die Backen auf und zeigte das Gebabe wie ein Alter, der seit langem wieder in ein ordentlich Bett einkehrt und sein sattes Behagen dabei hat.

(Fortsetzung folgt)

Puffreis

Text und Aufnahmen: Delia

Als amüsante Abwechslung empfehlen wir leicht angerösteten Puffreis mit brauner Butter und Kompott. Man röstet den Reis kurze Zeit in einer Pfanne an, bis er eine hellbraune Farbe bekommt, übergießt ihn mit brauner Butter und gibt irgendein Kompott dazu. Wer süße Speisen liebt, der kann zu dem Reis Zucker und nach Belieben auch Zimt geben. Statt Reis lassen sich auch Puffmais und Flocken verwenden. Eine ebenso gute Mahlzeit, namentlich für solche Leute, die an Verdauungsbeschwerden leiden, ist ein Flockenbrei mit reichlich Sahne und Zucker gekocht, zu dem man gut eingeweichte und bid eingesmorte Backpflaumen gibt.

Beispielsweise sind auch kleine, knusprig gebakene Waffelmuscheln, mit rohem Puffreis gefüllt und mit Obstsaft gereicht, sehr nahrhaft, sowohl als Nachtisch wie auch als sättigendes Abendessen oder Frühstück.



Makronen aus Puffreis zu süßem Wein

Unten: Puffreis auf Waffelmuscheln, mit Obstsaft gereicht



Aus Puffreis oder Mais lassen sich auch gute Makronen als Nachtisch herstellen. Man vermischt dazu ein ganzes Ei mit reichlich Butter, die man auf dem Feuer hat zergehen lassen, fügt einen Eßlöffel Weizenmehl, zwei Tassen Wasser, einen halben Teelöffel Backpulver und Puffreis hinzu, bis eine dicke Masse entsteht, aus der man kleine Häufchen auf ein Blech legt, die man zehn Minuten lang bäckt, bis sie braun sind. Dann nimmt man sie vom Blech und läßt sie erkalten, um sie als gefundenen Nachtisch zu süßem leichtem Wein zu reichen.

Leichtangerösteter Puffreis mit brauner Butter und Kompott

Wie beseitigt man Schlucken?

Man schlucke schnell einen Teelöffel voll Zucker hinunter, nötigenfalls wiederholt. Herren werden es vorziehen, wenn der Teelöffel nur halb mit Zucker und zur übrigen Hälfte mit Kognak gefüllt wird. Aber ohne Zucker tut es der Kognak in diesem Falle nicht.

Rindslederne Aktentaschen

kann man auf eine sehr einfache Weise reinigen, indem man sie mit der inneren weißen Apfelsinenschale abreibt und dann mit einem trocknen Tuch nachpoliert. Alle möglichen Ledersachen, auch Schuhe, können so wieder sauber und glänzend geputzt werden; natürlich müssen sie gelegentlich durch leichtes Einfetten haltbar gemacht werden.

Gänsehaut

Wieviele Menschen haben unter dieser unschönen Erscheinung zu leiden, deren Ursache auf einer zu großen Trockenheit der Haut beruht! Durch sehr heiße Waschungen oder Bad öffnen sich die Hautporen. Nach flüchtigem Abtrocknen reibt man die Stellen mit reinem Olivenöl ein. Voraussetzung für eine Heilung ist natürlich eine regelmäßige Behandlung.

Myrten selbst gezogen

Man kann Myrten aus Stecklingen ziehen, und zwar dann, wenn der junge Trieb beginnt. Man pflanzt Stecklinge in sandige Erde, feuchtet diese an und bedeckt sie mit einer Glasscheibe oder Glasglocke. Später setzt man sie in Töpfe, die mit Heide- und Mistbeeterde, etwas Sand und Lehm gefüllt sind. Die Töpfe stellt man ans Fenster, möglichst sonnenfrei. Ist der Steckling ca. 25 cm hoch geworden, so entspitzt man ihn, um das Austreiben von Seitentrieben anzuregen. Man gieße nach Bedarf, lasse aber nie den Topfballen trocken werden!

Schmutzige Hände

Sie wünschen, daß man Ihren Händen die Küchenarbeit nicht anmerken soll? Benutzen Sie, wenn Sie Obst geschält haben, stets die Innenseite der betreffenden Obstschale zur Reinigung der Hände, sie nimmt alle Spuren fort! Haben Sie Kartoffeln oder Apfel geschält, so hilft auch eine Mischung von Essig und Salz oder eine in Essig getauchte Brotkruste. Stengel des Rhabarbers, mit denen gleich nach der Arbeit die Hände eingerieben werden, üben durch die in dieser Pflanze enthaltene Opalsäure eine reinigende Wirkung. Den Fingernägeln bekommt öftere Benetzung mit Zitronensaft gut; gebrauchte Zitronen, die oft noch etwas Saft enthalten, verwende man beim Händewaschen!

Wie beseitige ich dumpfen Geruch aus dem Keller?

Vor allem darf aus Sorge vor dem Erfrieren der Vorräte die Luft nicht abgesperrt werden. Öfteres Lüften ist unerlässlich, wenn man die den dumpfen Kellergeruch erzeugende Schimmelbildung vermeiden will. Ist der Geruch durch Vernachlässigung des Lüftens aber einmal vorhanden, so wird das Abbrennen eines Schwefeladens dienlich sein. In feuchte Keller ist es ratsam, flache Schalen mit gebranntem Kalk oder mit Calciumchlorid zu stellen. Beide Stoffe, der letztere in verstärktem Grade, wirken wasseranziehend.



Mit den hübschen neuartigen Lingerien können wir unseren Kleidern ohne große Mühe eine aparte, moderne Note geben. Die freundlich aufheiternde Lingerie, das helle Etwas, das so jugendlich und kleidsam ist, erscheint heute in einer Vielseitigkeit wie vielleicht nie zuvor. Es ist nicht schwer, sich solche Lingerien selbst zu machen, deren Form sich oft geradezu aus der Kleidform ergibt, und die man sich zunächst bequem aus Papier formen und ausprobieren kann. Mit weißem Papier läßt sich vollkommen die Zierwirkung der fertigen Lingerie erzielen.

Fig. a zeigt eine Lingerie, die nur aus ein paar geraden Patten besteht und besonders gut zu Kleidern mit viereckigem Ausschnitt paßt. Das schneeweiße geht hier weder direkt bis an den Hals noch bis an das Handgelenk. Man probiert sich mit Papierstreifen die jeweils für den Kleidschnitt passende und für die betreffende Trägerin kleidsame Breite und Länge der Patten aus und schneidet den Stoff, am liebsten weißen Pikee oder matten Kunstseidenkrepp nach diesem Papiermuster mit Nahtzugabe zu, desgleichen das Futter aus leichtem Waschestoff. Das Futter wird ringsherum ganz wenig, höchstens strohhalmbreit verschmälert, dann zeigt es an der fertigen Lingerie keine Neigung nach rechts sichtbar zu werden. Die zugeschnittenen Teile steppt man, Oberstoff und Futter rechts auf rechts geheftet, nahtbreit von der Schnittkante entfernt, ringsherum zusammen. Etwa handbreit läßt man irgendwo, nur nicht gerade an den Ecken, die Naht offen, damit man die Arbeit durch diese Öffnung auskehren kann. An den Ecken schneidet man vor dem Auskehren den überstehenden Nahtstoff schmal, damit beim Wenden die Form recht scharf herauskommt, und sich innen kein häßlicher Stoffwulst bildet. Wo sich konkave Bogenlinien finden, wird der überstehende Nahtstoff in kleinen Abständen eingeknipst, und zwar nicht ganz bis zur Naht selbst. Dadurch erhält man tadellos ebene Rundungen, die sich beim Unterlassen dieses kleinen Kniffes häßlich verziehen und Beulen bilden würden. Nach dem Auskehren und Bügeln wird das Stückchen offen gelassene Naht möglichst unsichtbar mit Handstichen zugenäht. Solche Garnitur sieht nur gut aus, wenn sie richtig geknüpft wird. Wollte man sie irgendwie verstohlen anheften und die Knöpfe als Atrappen auf den knopflochlosen Stoff setzen, so würde man dadurch das ganze Kleid entwerten, mag es aus dem schönsten und besten Stoff gefertigt sein, und mag man den gediegensten Pikee zur Lingerie verwendet haben. Die Armelgarnitur ist hier eine lose Patte, die nur fest genug um den Armel geknüpft werden muß, damit sie rechten Halt gewinnt. Der Gürtel wird im gleichen Sinne gearbeitet. Zuerst müssen die Lingerieteile mit ihren Knopflöchern fertiggestellt werden. Sodann steckt oder heftet man sie so an, wie man ihren Sitz zu haben wünscht und ermittelt die Stellen, wo die Knöpfe auf das Kleid genäht werden müssen. Jeweils das nach außen zeigende Ende des Knopfloches bezeichnet den Punkt, wo der Knopf hinkommt. Die betreffenden Knöpfe muß man natürlich schon in Händen haben, ehe man die Knopflöcher arbeitet, denn genau nach der Knopfbreite richtet sich die Länge des Knopfloches.

Dieses „Grundrezept“ läßt sich mit Variationen für alle Lingerien anwenden. Mit latzarartigen Lingerien

Frischer Aufputz-



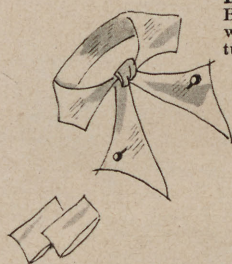
V 6690

V 6690. Aparte Garnitur aus schwarzer und aus schwarz-weiß kariierter Seide. Amüsanter Ärmelaufschlag, ebenfalls aus zweierlei Stoff. Die zwei Westenteile werden im Nacken durch einen Doppelknopf mit Schlinge zusammengehalten

K 39239. Durch die hellen Vorstoßblenden aus Seidenrips, Marocain oder auch aus Wollspitze wird dem mit interessanten Teilungen versehenen Kleid eine reizvolle Garnitur gegeben

K 39318. Von dem dunkelblauen Borkenkrepp heben sich ein weißer Kragen und rote Garnitureile sowie blanke Metallknöpfe wirkungsvoll ab

B 22384. Die boleroartige Form dieser Bluse aus schwarzem Wollbouclée gibt Anregung zu verschiedensten Ausführungen. Der Einsatz und die Ärmelgarnitur sind aus weißem und rotem Bouclée zusammengesetzt





Aus Chatillonseide matt u. glänzend verarbeitet. Die Ärmel sind abknöpfbar, so daß das Kleid auch für kleine Abendgesellschaften geeignet ist
Aufnahme von Scherl für die „Gartenlaube“



Aus Crêpe-de-Chine mit neuartiger Schleifengarnierung
Modell: Trianon

Tagesend- Kleider

Aufnahmen: Becker & Maass

Aus schwarzem Hammerschlag mit aparten Straßknöpfen und Schultergarnierung
Modell: R. M. Maassen



Wie legen wir uns eine Hausapotheke an?

Man tut gut, für die Hausapotheke ein gesondertes kleines Wandschränkchen einzurichten und nicht von einem anderen Möbel den Raum für die Apotheke abzutheilen, am wenigsten von einem Küchenschrank, in dem Lebensmittel oder Zutaten zu Speisen untergebracht sind. Verwechslungen können gefährlich sein, so daß man mit räumlicher Trennung am besten vorbeugt. Ebenso sind räumlich zu trennen, und sei es nur durch gesonderte Etageeinteilung, die innerlichen von den äußerlichen Mitteln. Es ist Vorschrift, daß alle Gefäße, Tüten usw. mit genauer Aufschrift gleich an der Verkaufsstelle von Heilmitteln versehen werden, auch mit dem Vermerk „innerlich“ oder „äußerlich“. Desgleichen sollte die Art und Menge des Einnehmens oder der sonstigen Anwendung gleich dabei kenntlichgemacht sein. Man überzeuge sich bei jedem Kaufe davon, daß die Beschriftung genügt, und ergänze Fehlendes sofort selbst. Was man im Moment weiß, vergißt man bald. Stark riechende Desinfektionsmittel hebe man am besten gesondert auf. Da sie meist in größeren Behältern gehalten werden, würden sie in der Hausapotheke auch zuviel Platz rauben. Medikamente dürfen nicht zu lange gelagert werden. Man werfe sie nach einiger Zeit lieber fort, als daß man sich mit zersetzten Mitteln schädigt. Ratsam ist es, übersichtlich ein Inhaltsverzeichnis der Hausapotheke, etwa an der inneren Tür, anzuschlagen, damit man im Bedarfsfalle schnell das Gesuchte findet bzw. nicht erst die ganze Flaschen- oder Tütenkompanie durchzustöbern braucht, ob das Gesuchte überhaupt vorhanden ist.

Zum eisernen Bestand der Hausapotheke gehören: Blutstillende Watte sowie breite und schmale Mullbinden, ein Streifen weißes Leinen, ein paar Sicherheitsnadeln zur Anlegung von Verbänden, Zug-, Heft- und Kautschukpflaster, Guttaperchapapier, Fieberthermometer, eine Pinzette zum Erfassen von Splintern in der Haut, ein dünnes, rundes Hölzchen, mit dem man das obere Augenlid aufrollt, um ins Auge gedrungene Fremdkörper finden zu können.

Für Brandwunden: 1 Fläschchen Leinöl mit Kalkwasser, Salizyl-Vaseline.

Zum Einreiben schmerzender Glieder: Ameisenspiritus, Kampferspiritus.

Für kühlende Umschläge: Essigsäure Tonerde.

Zur Belebung bei Ohnmacht und gegen Übelkeit: Hoffmannstropfen, Baldrian-tropfen nebst Zucker sowie Salmiakgeist als Riechmittel.

Kopfschmerztabletten.

Gegen Zahnschmerzen: Nelkenöl oder spezielle Zahntropfen.

Gegen entzündetes Zahnfleisch: Jodhaltige Speziallösung nebst kleinem Pinsel, Myrrhentinktur.

Als Stopfmittel: Opiumtropfen, alkoholischer Auszug von Thormentillwurzel, getrocknete Heidelbeeren. (Kinder erhalten zum Stopfen am besten Hafer-, Gersten- oder Reisschleim.)

Zum Gurgeln: Chlorsaures Kali.

Als Zusatz zum Frostschaadenbad: Alaun.

Ferner sollten in keiner Hausapotheke fehlen: Wasserstoffsuperoxyd, übermangansaures Kali, Rizinusöl, Rhabarberwein und sonstige erprobte Abführmittel, allerlei heilsame Kräutertees, Glycerin, Vaseline, Borsalbe, Zinksalbe, Lanolin, Kampfer.



Von Bühne und Film



Richard Wagners Jugendoper „Das Liebesverbot“ erwies sich in der Berliner Staatsoper unter Erich Kleiber als ein schlagkräftiges und für einen 22jährigen erstaunlich routiniertes Werk. Szene aus dem 2. Akt: 1 Theodor Scheidl als Statthalter Friedrich, 2 Tilly de Gar-mo als Soubrette, 3 Martin Abendroth als Chef der Sbirren, 4 Käte Heiders-bach als Klosternovize Isabella, 5 Marcell Witt-risch als Luzio
Aufn. Scherl

Links: „Hochzeits-reise zu Dritt“, ein Mondialfilm mit Brigitte Helm, Oskar Karlweis (rechts), Susi Lanner (links) und Oskar Sima



Jarmila Novotna und Richard Tauber in den Hauptrollen der Operette „Frühlingsstürme“ von Jaromir Weinberger, dem Komponisten von „Schwanda, dem Dudelsackpfeifer“. Uraufführung im Theater im Admiralspalast in Berlin unter der Regie Heinz Saltenburgs und der musikalischen Leitung von Manfred Gurlitt
Aufn. Scherl

Paul Joseph Cremers hat in seinem Drama „Die Marneschlacht“, das bei seiner Uraufführung in Mannheim großen Eindruck machte, den Rückzug der Armee des Generals Kluck von dem Vormarsch auf Paris streng nach einer kritischen Quellendarstellung von Karl Bartz behandelt
Aufn. G. Tillmann-Matter, Mannheim



Die zarte Haut Ihres Kindes bedarf besonderen Schutzes

Deswegen reiben Sie allabendlich Gesicht und Hände Ihres Kindes und alle Hautstellen, die gereizt oder gerötet sind, mit Nivea-Creme ein. Mit erhöhter Widerstandsfähigkeit gegen Wind u. Wetter gewinnt die Haut gleichzeitig jenen zarten, sammetweichen Hauch, der das Aussehen der kleinen Jungen und Mädels so reizvoll macht.



Und vergessen Sie nicht NIVEA-KINDERSEIFE

Nivea-Creme: Dosen u. Tuben RM 0.15-1.00

Jawohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Weiße Zähne Reiner Atem: **BIOX-ULTRA** die sparsame rein deutsche **ZAHPASTA**

BRENNABOR

bringt

NEUE FORMEN

Alle Modelle sind
VERCHROMT



**BRENNABOR-KINDERWAGEN VON JEHER
FÜHREND IN FORM UND AUSFÜHRUNG**

In jedem besseren Spezialgeschäft zu haben

Mütti hat
neine Füße!



durch Hühneraugen-Lebewohl^{*)}

^{*)} Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene **Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballenscheiben**, Blechdose (8 Pflaster) 68 Pf., **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pf., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das **echte Lebewohl** in **Blechdosen** und weisen Sie andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.

Berufsberatung für die Frau

Sudetendeutsche

Sin 39 Jahre alt, wegen veränderter Verhältnisse auf Broterwerb angewiesen; beherrsche in Wort und Schrift neben meiner deutschen Muttersprache noch Französisch (staatl. Lehramtsprüfung in Wien absolviert), Englisch, Italienisch — Tschechisch, nur mündlich. Könnte ich mit diesen Kenntnissen nicht eine Stellung bei Gesandtschaft oder Konsulat bekommen? Sind hierfür in Deutschland Ausichten vorhanden für eine Sudetendeutsche, wie ich es bin? Oder ist es vorteilhafter, da ich nebenbei auch perfekt kochen und den Haushalt führen kann (gleich, ob Stadt oder Land), wenn ich mir eine Pension miete für die Sommer- resp. Winterzeit? Darf ich das in Deutschland als Ausländerin? Wieviel Betriebskapital wäre für solche Mietung erforderlich? Wohin muß ich mich wenden, um für beide Fälle das nötige Wissenswerte zu erfahren und Verhandlungen in die Wege zu leiten? — Als Sekretärin ginge ich gern nach Dresden, als Pensionsmieterin möchte ich an Vagern, habe aber in beiden Fällen keine näheren Anhaltspunkte. Wüßten Sie sonst noch eine Verdienstmöglichkeit?

Da Sie die deutsche Staatsangehörigkeit nicht besitzen, wird es für Sie kaum möglich sein, eine Anstellung im Deutschen Reich zu erhalten. Mit Rücksicht auf die große Arbeitslosigkeit und das Überangebot an Kräften, selbst mit gehobenen und vielseitigen Kenntnissen, würde es schwer halten, die Arbeitsverhältnisse des zuständigen Arbeitsamtes zu erhalten; und eine solche ist notwendig, damit Sie eventuell Ihren Posten übernehmen können, nachdem Sie einen solchen gefunden haben — was natürlich ebenfalls Glückssache wäre. — Um nun einen selbstständigen Beruf auszuüben, beispielsweise als Pensionsinhaberin, brauchen Sie eine Niederlassungsbewilligung der örtlichen Behörde. Ob es Schwierigkeiten machen würde, sie zu erhalten, vermögen wir Ihnen nicht zu sagen. Wohl aber können wir Sie darauf hinweisen, daß Sie die notwendigen Geldbeträge zur Übernahme eines Pensionsbetriebs schwerlich aus Ihrem jetzigen Wohnort nach Deutschland bringen werden — wegen der Devisen-sperre, die alle Staaten, und auch der Ihre, eingeführt haben. Schon hieran dürfte also Ihr Vorhaben scheitern. — Wenn Sie trotzdem Versuche zu seiner Verwirklichung machen wollen, so raten wir Ihnen, sich an den Verein für das Deutschtum im Ausland zu wenden (Angrist Berlin W 30, Lutherstraße 97), der Ihnen gewiß über alle fraglichen Punkte verlässliche Auskunft geben wird. — Doch fürchten wir, daß auch an dieser Stelle die ungeheuren Schwierigkeiten einer Existenzgründung betont werden, unter denen ja die deutsche Bevölkerung selbst in noch nie dagewesenen Umfange leidet.

Weißnähen, Handarbeit, Kunstgewerbe

Ich bin ausgebildet in Weißnähen, Handarbeit, Kunstgewerbe, Zeichnen und Entwerfen, war bereits selbständig und möchte in größere Stadt übersiedeln, wo ich ein Etagegeschäft und Unterrichtsstunde im Nähen, Handarbeit usw. verbinden kann. Können Sie mir geeignete Städte vorschlagen? Steht meiner freien Unterrichtsverleihung irgendwas im Wege? Ich habe eine Kunstschule besucht und vor Jahren die Meisterinnenprüfung bestanden.

B. B. in A.

Da die Meisterinnenprüfung zur Lehrlingsausbildung berechtigt, steht Ihnen damit auch das Recht zu, Privatunterricht in Ihrem Fach zu erteilen. Einen Rat hinsichtlich der Stadt, die Sie zur Niederlassung wählen sollten, vermögen wir jedoch nicht zu geben. Der Erfolg Ihres Vorhabens hängt ja doch nicht nur davon ab, daß an irgendeinem größeren Orte ein offenkundiger Bedarf vorhanden sein könnte, sondern auch von denjenigen Faktoren, die es gerade Ihnen ermöglichen, sich neuen Kunden-

kreis zu schaffen. Das Risiko einer Übersiedelung dürfte sich nur dann empfehlen, wenn bereits vorher Ausichten bestehen, daß Ihr Unternehmen Zuspruch findet. Daher können Sie nur einen Wohnort wählen, zu welchem Sie bereits Beziehungen haben oder wo Ihnen Förderung durch Kreise, an welche Sie empfohlen sind, zugesagt ist. Falls Sie aber daran denken, ein bereits bestehendes und zu eingeführtes Geschäft zu übernehmen, so wird die Wahl Ihres künftigen Wohnortes vermutlich durch die Angebote bestimmt werden, die Sie auf ein entsprechendes Inserat in einer vielgelesenen Zeitung oder Zeitschrift bekommen werden. Natürlich ist in diesem Falle genaue Prüfung der Unterlagen dringend geboten.

Gymnastiklehrerin / Kindergärtnerin

Ich bin 24 Jahre alt, vollst. 1,78 Meter groß, Inhaberin des Reifezeugnisses, habe in einem Sopha unter Leitung von Schwестern die Küche gründlich erlernt, bin in allem, was Hauswirtschaft anbelangt, gründlich erfahren, liebe Kinder sehr, gebe gern mit ihnen um. Die Tätigkeit in meinem Elternhause befriedigt mich nicht, darum will ich einen Beruf ergreifen, und zwar liegt mir derjenige der Gymnastiklehrerin am meisten. Ich bitte um Auskunft über Ausbildung und Kosten sowie Ausichten dieses Berufes. Kann die Ausbildung durch Betätigung im Haushalt oder sonst irgendwie verbilligt werden, da mir nur beschränkte Mittel zur Verfügung stehen? Ich bitte auch um entsprechende Auskunft über den Beruf der Kindergärtnerin. Können Sie mir sonst einen Vorschlag machen?

E. C., Stadthof i. B.

Die von verschiedenen Gymnastikschulen eingeführte Ausbildung der Lehrkräfte dauert zwei bis drei Jahre. Die Kosten sind nicht durchweg die gleichen, dürften aber zur Zeit etwa 50 RM im Monat betragen. Bei besonderer Eignung und eingeschränkten wirtschaftlichen Verhältnissen wird vielleicht auf Ermäßigung zu rechnen sein, besonders, wenn für solche Zwecke Stipendiegelder zur Verfügung stehen, wie beispielsweise beim Dorotheenbund, Berlin-Willersdorf, Kaiserallee 204. Wir würden Ihnen raten, sich mit diesem in Verbindung zu setzen, auch beim Deutschen Gymnastikbund, Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Straße 22, anzufragen, welche Möglichkeiten der Verbilligung vorliegen. Uns sind Fälle bekannt, in denen Gymnastikschülerinnen sich als Hausmädchen im Privathaushalt die freie Station verdienten; die Ausbildung läßt genügend freie Zeit zu solcher Nebenbeschäftigung übrig. Über die Berufsaussichten läßt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nichts Bestimmtes sagen. Sicher ist nur, daß das Interesse für Gymnastikfächer, besonders auch für Abendkurse, an denen berufstätige Frauen sich beteiligen können, sehr groß ist. Die Konkurrenz ist aber besonders in den großen Städten bereits sehr stark; in der Kleinstadt bestehen noch eher Möglichkeiten, allmählich zu einer bescheidenen Existenz zu gelangen. Der Erfolg hängt von persönlichen Eigenschaften und allerhand unwägbareren Umständen ab (Beziehungen, Gesundheit, lokale Verhältnisse usw.). Es ist natürlich günstig, wenn für den Anfang Reserven vorhanden sind, welche die notwendigen Ausgaben decken können, oder wenn durch das Elternhaus einflußen für diese gesorgt wird bzw. die Spesen auf ein Minimum reduziert werden. — Was den Beruf der Kindergärtnerin betrifft, so müssen Sie sich an die Berufsorganisation (Stadtröda bei Jena) wenden, um zu erfahren, ob Ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse Ihnen verbilligte Ausbildung ermöglichen können. Wir glauben es nicht, weil die Zahl der stellungsfreien Berufsangehörigen ohnehin groß ist und kein Anlaß vorliegt, neuen Anwärterinnen den Zugang zu erleichtern. Die Vollausbildung zur Kindergärtnerin und Hortnerin dauert zwei Jahre, zur Kindergärtnerin allein anderthalb Jahre, Schulgeld monatlich 30 RM etwa. — Weitere Anregungen entnehmen Sie unseren fast in jeder Nummer erteilten Berufsauskünften.

Haut-Pflege unter der Haut

Das ist die fortschrittlichste Hautbehandlung. Die präparierten glanzlosen Creme Mouson-Fette dringen in das unterste Zellgewebe ein und

bewirken so von innen heraus eine Erneuerung. Festigung und Verjüngung der Haut. Reiben Sie regelmäßig Gesicht und Hände mit Creme Mouson ein.

CREME MOUSON

Grippe • Asthma • Katarrhe • Sodbrennen
Halsschmerzen • Husten • Heiserkeit

EMSER KRÄNCHEN,
QUELLSALZPASTILLEN

Vorbeugen, lindern, heilen
Rein natürl. u. edlt nur mit Schutzmarke



Parkett - Späner - Metalltuch
ESTOCO anstatt Stahlspäne. Tuch 20 x 80 cm.

Handlich, biegsam, schmiegsam, zusammenlegbar.
Kein Brechen, Stechen, Verletzen, Holzaustragen.
Feines, sauberes Schleifen!

10 Stück RM 2,90 netto. Einzelverkaufsgeschäfte nennen
Ed. Stopp & Co., Ehrenfriedersdorf. Metalltopfreiniger-Schwämme. Qualitätsmarke „3 Heinzelmännchen-Waschfass“



7200 Europamark., alle versch., prachtl. Samml., mon. RM 8.— (zehl. Katalogwert) Näh. d. kostenl. Prosp. MaxHerbst, Markth., Hamburg.

Schlank werden

Ganze Kur 1 RM / Geld bei Nichterfolg zur. / Liefg. geg. Eins. v. 1 RM.
Frako-Versand
Berlin - Zehlendorf.



v. Modell dampfmasch., Mot., Dyn. u. Lehmtr. n. d. Teile lief. H. Wölse, Leipzig W 32. Jll. Katal. A 9 f. 40 Pf. Postscheck-Konto Leipzig 13393.

Herbin-Stodin

DIMETHAC. PHENYL.
PHENAC. LITHIUM.

20 Tabl. 1,05
10 Tabl. 0,60

unübertroffen bei starken

Kopfschmerzen

Rheuma-, Muskel- u. Nervenschmerzen. Ganz unschädlich. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin-u. Sie werden angenehm überrascht sein.

H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Bei Gallensteinen Leber-, Nieren- und Blasenleiden

bewährt sich glänzend
das biologische Präparat
Prospekt mit hervorragenden Anerkennungen
von Professoren u. Aerzten kostenlos.
Orig. 3.50, 5.50 und 9.50. Zusendung p. Nachn.
Dr. med. Joerrens G. m. b. H., Berlin-Treptow 5



Wäsche kaufen? Keine Bange,
Wäsche hält noch mal so lange,
und das Waschen ist so leicht,
wenn mit BURNUS eingeweicht.

Die grosse schmutzlösende Wirkung des BURNUS beruht auf seinem Gehalt an Enzymen (d. s. Verdauungssäfte). Diese Enzyme verdauen den Schmutz, können aber niemals die Wäschefaser angreifen. BURNUS ist in einschlägigen Geschäften erhältlich in Dosen zu 20 und 49 Rpf. Interessante Druckschriften über BURNUS kostenlos durch die AUGUST JACOBI A. G., DARMSTADT

„Berberus“ (1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Schichten von je 12 Karten, steigend mit Farbenwechsel auf vier wertgleiche Grundkarten.

Ausführung: Die oberste Grundkarte legt man offen (damit sie erkennbar bleibt, zweckmäßig in Querlage) als erste Grundkarte aus; die übrigen drei gleichwertigen Karten später nach Erscheinen in Querreihe daneben. Die zweite Blockkarte legt man links, die dritte rechts seitwärts als Seitenkarten aus; sie sind frei. An freie Seitenkarten darf man freie Karten steigend oder fallend — nicht auch wechselnd! — mit Farbenwechsel anlegen. Von so entstehenden Gruppen ist nur die jeweils letzte Karte frei.

Wird ein Seitenkartenplatz frei, so darf man ihn mit einer beliebigen freien Karte wieder belegen, auch zum Umschichten der andern Seitengruppe ausnutzen.

Unterhalb der Grundkarten denkt man sich in Querreihe vier Hausenplätze. Auf freie Hausenplätze darf man eine beliebige freie Karte legen, z. B. sofort eine Seitenkarte, später eine freie Hausenkarte usw.

Vom Block kommende passende Karten schichtet man auf Grundkarten, legt sie an — dieses muß man nicht! — usw.; verwendbare legt man beliebig auf die Hausenplätze — einen oder zwei von diesen möglichst lange frei haltend — ab, so daß allmählich vier Hausen entstehen, deren jeweils oberste Karten frei sind.

Nach diesen Regeln wendet man nun Karten vom Block, den man nur einmal auslegen darf.

28354

Silbenrätsel

bak — bal — cher — chil — chin — de — de — e — e
— e — ei — ein — er — fe — feh — ge — gro — gym —
hau — hoch — hum — i — im — in — ka — ka — ke
— la — lauf — lei — münch — na — na — ne — not —
pi — quar — rau — rei — rei — ri — ro — rung — sar
— schen — schlitt — schuh — sen — ser — si — so —
sten — tau — te — tha — tie — tri — um — ur — zeit

Aus vorstehenden 60 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Martial ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. seltenes Familienfest, 2. landwirtschaftlicher Betrieb, 3. Buch der Bibel, 4. Bildungsanstalt, 5. mittelalterlicher Schwur der Nichtvergeltung, 6. Balade von Schiller, 7. Zwischenspiel, 8. Handgemaße, 9. der

Für Rätselreunde jeden Mittwoch „Denken und Raten“ Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Eherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

„Lügenbaron“, 10. Symphonie von Beethoven, 11. geldliche Reserve, 12. Wintersport, 13. Pelztier, 14. Krankheitserreger, 15. Musikinstrument, 16. Soldatenunterbringung, 17. Ränke, 18. einer der Heiligen Drei Könige.

28949

© H. F. F. F. F.

Einfach
morgens oder
abends
die Kopfhaut
mit
Trilysin
befeuchten —
das hilft!

Die Schuppen verschwinden
Der Haarausfall hört auf
Die Haare wachsen wieder

Trilysin ist überall zu haben!

Halbe Flasche RM 1.94, ganze Flasche RM 3.24,
1/2-Liter-Flasche RM 7.50.

Chlorodont

die

Qualitäts-Zahnpaste

macht die Zähne blendend weiß, greift den kostbaren Zahnschmelz nicht an und beseitigt üblen Mundgeruch. Zur Herstellung der Chlorodont-Zahnpaste werden nur die anerkannt besten Rohstoffe verwendet. Der bei Erwachsenen und Kindern beliebte Geschmack von Chlorodont wird allein durch Verarbeitung feinsten Pfefferminzöle erzielt. Chlorodont ist sparsam im Verbrauch, daher preiswert. Tube 50 Pf. und 80 Pf. Verlangen Sie nur echt Chlorodont und weisen Sie jeden Ersatz dafür zurück.

Sehr beliebt

bei jung und alt
ist das gute
„Sozodol“
Schnupfen-
Pulver.

Es beseitigt rasch
und gründlich
selbst den
stärksten Schnupfen.

Preis: RM. 0,45 und
RM. 0,68. Nur echt mit
Aufdruck H. Tromms-
dorff Chem. Fabrik
Machen. Zus.: „Sozodol“ „Zinc 3,5%, Menthol u. Mithyl-“



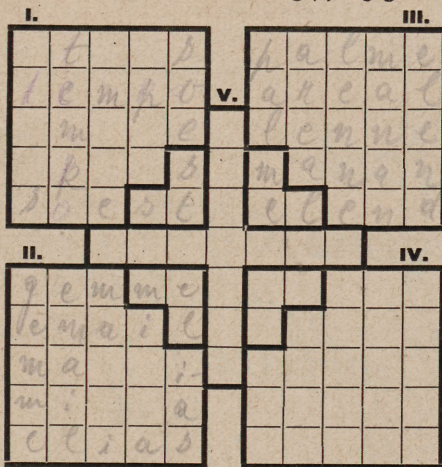
... und zur natürlichen
Teintverbesserung

ist die bekannte „Künstliche Höhensonne“ zu empfehlen. Grau verfärbte Haut wird durch die Bestrahlung und nach leichtem Einreiben mit „Engadina“, Höhensonnen Teintcreme, rosig und sonnengebräunt — „wie vom Urlaub zurück“ — samtartig weich und glatt. Unreine Haut, Pickel und Mitesser verschwinden. Sommersprossen werden überdeckt.

Wir senden Ihnen gern (gegen 60 Pf. in Briefmarken) unsere neue illustr. 60seit. Broschüre Nr. 514 und eine Probe Engadina-Creme zu.
**QUARZLAMPEN - GESELLSCHAFT M. B. H.,
HANAU AM MAIN. POSTFACH NR. 11**
Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/11

KÜNSTLICHE HÖHENSONNE - ORIGINAL HANAU -

Magische Figur



a a a a a a a a a a
a a, d d d, e e e
e e e e e e e e e e
e e e e e e e e e e
e e e e e e e e e e
g g g g g, h, i i i
i i i i i i i, l l l
l l l l l l l l l l
m m m m m m m m
n n n n n n n n n
n n n n n, o o o
r r r, s s s s s s s
s s s s s s s, t, p

Die Buchstaben ergeben, richtig eingelegt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Prophet, 2. musikalisches Zeitmaß, 3. weiblicher Vorname, 4. weiblicher Vorname, 5. Stadt in Westfalen;

II. 1. tropischer Baum, 2. Flächenraum, 3. Nebenfluß der Ruhr, 4. französischer weiblicher Vorname, 5. Rotlage;

III. 1. geschnittener Stein, 2. Schmelzglas, 3. von den Muslimen erwarteter Glaubenserneuerer, 4. sagenhafter König im Altertum, 5. Gestalt aus dem Alten Testament;

IV. 1. das Unsterbliche, 2. Stadt im Rheinland, 3. Gewürz, 4. Fluß in Hannover, 5. Schutzgeist;

V. 1. Mitlaut, 2. Sohn Noahs, 3. Griff, 4. Stadt im Freistaat Sachsen, 5. Ausstellung, 6. seemannischer Ausdruck, 7. Mitlaut.

27859

Auflösungen aus Nr. 4

Silbenrätsel: Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben. — 1. Einquartierung, 2. Ingenieur, 3. Natalie, 4. Labantermann, 5. Leibniz, 6. Grunefest, 7. Jümenau, 8. Neuschwanstein, 9. Epiphania, 10. Reboute 11. Hingelnatter, 12. Israel, 13. Novelle, 14. Goldenes Kalb, 15. Blutbuche, 16. Chemann. Magischer Diamant: 1. f, 2. Met, 3. Mafel, 4. Sektion, 5. Teint, 6. Tot, 7. n. Literarisch: Zellheim — Zell, Heim. Karreerätsel: Wer kauft, was er nicht braucht, der muß bald verkaufen, was er braucht. — 1. Faust, 2. Tratte, 3. Nervi, 4. Ruder, 5. Waffel, 6. Schule, 7. Bach, 8. Schwan, 9. Meffa, 10. Vast, 11. Auber, 12. Wunder.

Für die Küche

Gebäckene Fische. Zwei Pfund Hecht oder Zander wird zurechtgemacht und in vier Zentimeter breite Streifen geschnitten, die mit Salz und Paprika eingerieben und, mit Zitronensaft beträufelt, eine halbe Stunde stehengelassen werden. In einer feuerfesten Schüssel gibt man 60 Gramm flüssige Butter, in die man 40 Gramm Parmesan, einen halben Eßlöffel feingewiegte Kräuter und etwas englischen Senf gemischt hat, legt den Fisch hinein, gibt nochmals Kräuter und Parmesan und flüssige Butter darüber und bäckt ihn im Bratofen eine halbe Stunde lang.

Fisch im Mantel. Drei Pfund Fluß- oder Seefisch, am besten eignet sich dazu Fischfilet, wird von Haut und Gräten befreit und in zierliche Stücke zerlegt. Die Abfälle kocht man mit Zwiebel, Gewürz, Vorbeerblatt und etwas Suppenträutern in wenig Wasser zu einer kräftigen Brühe. Nach dem Durchsieben dampft man darin die Fischstücke und gibt etwas Salz dazu. Dann nimmt man die Fischstücke vorsichtig heraus, stellt sie warm und gibt an die Fischbrühe ein zerquirtes ganzes Ei, zwei Eßlöffel Tomatenpüree, quirlt anderthalb Eßlöffel Mehl mit saurer Sahne oder Milch und läßt das Ganze zu einer dicken Tünke aufkochen. Man legt die Fischstücke auf eine feuerfeste, nicht zu tiefe Schüssel, gießt die Tünke darüber, gibt darauf geriebenen Käse oder Semmel und Butterflöckchen und überbäckt das Gericht zehn bis zwanzig Minuten, bis es goldbraun ist. Man reicht dazu am besten runde, ausgebackene Kartoffelbällchen.

Kleine Zander (Zang nicht überall gestattet), Barsche, Hechte, Karauschen und andere geeignete Fische mit Kraut verschiedener Art.

Bestandteile: Zwei Pfund Fische, 125 bis 130 Gramm Butter, eine kleine Handvoll feingewiegter Suppenträuter und -wurzeln, eine kleine, in Scheibchen geschnittene Kohlrübe, Salz, Pfeffer, etwas feingewiegte Zwiebel, ein Liter Fleischbrühe, etwas Mehl. In die Kasserolle tut man die gut geschuppten und gereinigten Fische, den Boden der Kasserolle mit Suppentraut (Butter dazu) auslegen, auch mit den Rübenschnittchen. Auf die Fische Salz, Pfeffer, eventuell Paprika, Butter, dann nochmals Kräuter, dann wieder Butter, Fleischbrühe darübergießen, das Ganze auf gelindes Feuer. Vargelocht, nimmt man den Fisch heraus, richtet ihn auf einer Schüssel an, macht eine Mehlschwitze mit der gesiebten Brühe zu einer sämigen Soße, gießt diese Soße auf den Fisch und garniert mit Petersiliengrün.

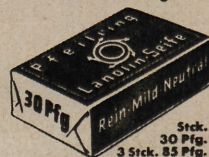


Nicht dem Zufall überlassen

was Sie für Ihr Haushaltsgeld bekommen, denn jeder Pfennig ist heute kostbar. Die geringen Beträge, die Sie für Seife nur auszugeben brauchen, sollten Sie daher richtig anlegen und als Wichtigstes für Ihre Hautpflege nur eine Seife kaufen, die Ihre Haut schon und pflegt. Eine Garantie für stets gleichbleibende gute Beschaffenheit bietet Ihnen nur eine gepackte Seife, eine Markenseife. Die cholesterinhaltige Pfeilring-Lanolin-Seife enthält edelste Pflanzenöle. Sie ist rein, mild und sparsam, reinigt gründlich und greift die Haut nicht an.

Die grüne Packung mit dem Pfeilring verbürgt stets gleiche Qualität.

PFEILRING Lanolin-SEIFE



KUNST=AUSSTELLUNG Scherl-Haus

Februar 1933

Fritz Preiss

Reiseeindrücke
Aquarelle

Besichtigung erbeten / Eintritt frei
Eingang: Große Lesehalle

Verkauf von Kunstblättern
Größte Auswahl moderner Bilder
für jeden Raum
Geschmackvolle Rahmungen

Ein selten günstiges Kaffeeangebot macht die Bremer Kaffee-Verland-Firma Alften & Co in ihrer heutigen Beilage den Lesern der „Gartenlaube“. Nicht nur, daß der direkte Bezug von ABC-Kaffee aus erster Hand, von Alften & Co., Bremen, eine ganz erhebliche Ersparnis für jeden Haushalt bringt, auch die jeder Packung ABC-Kaffee beiliegenden Gutscheine auf wertvolles Silber und das besonders vorteilhafte Sonderangebot auf ABC-Spezialmischung machen es lohnend, von diesem Angebot ausgiebigen Gebrauch zu machen. Auch wer sich durch Übernahme einer Verteilungsstelle für ABC-Kaffee laufenden lohnenden Verdienst schaffen möchte, wende sich an die Firma Alften & Co., Bremen. [4V/3758]

Vordrängen gilt nicht..



Wenn Sie aber selbst so schlank wären, könnten Sie auch sinken und beweglicher sein. Trinken Sie deshalb Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee er sorgt für jugendl. Schlankheit und Körperfrische Wie frisch u. wohl Sie sich fühlen, welch herrliche Spannkraft auch in späteren Jahren Packg. M.1.80, Kurp. M.8.-extrastark M.2.25 und M.11.25 In allen Apotheken und Drogerien.

**Dr. ERNST RICHTER'S
FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE**

„Hermes“ Fabrik pharmaceut. Präparate
München 91 Güllstraße 7

Nicht warten! Erkältung, Halsentzündung, Grippe vorbeugen mit Panflavin-PASTILLEN

